

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

## **Oldenburg im neunzehnten Jahrhundert**


Von 1800 - 1848

**Pleitner, Emil**

**Oldenburg, 1899**

IV. Von der Heimkehr des Herzogs Peter bis zu seinem Tode. (1813-1829.)

**urn:nbn:de:gbv:45:1-3899**



#### IV. Von der Heimkehr des Herzogs Peter bis zu seinem Tode. (1813—1829.)

##### 1. Die Heimkehr des Herzogs.

Am 14. November 1813 sah Oldenburg eine Abteilung der ruhmbedeckten preußischen Armee in seinen Mauern. Eine Eskadron Husaren sowie das 5. Landwehrebataillon trafen ein. Das Verhältnis zwischen den Oldenburgern und den Angehörigen der siegreichen Armee war selbstverständlich das beste. Das Landwehrebataillon nahm auf dem Marktplatz Aufstellung, und der Kommandeur brachte ein Hoch aus auf den Herzog. Aus der Mitte der Menge heraus antwortete man mit einem Hoch auf die Herrscher Preußens und Rußlands. Die freudige Stimmung kam auch zum Ausdruck bei einem Fackelzuge, der am Abend den anwesenden russischen und preußischen Befehlshabern gebracht wurde.

Ihren Höhepunkt aber erreichte die Freude, als am 27. November die bestimmte Nachricht eintraf, der Herzog werde noch am Abend in Oldenburg eintreffen, und alles rüstete sich, den schwergeprüften Fürsten würdig zu empfangen.

Am Mittage des 26. November traf der Herzog unerwartet in Bremen ein, wo er im „Blauen Hause“ abstieg. Der Senat versäumte nicht, den Fürsten durch eine Deputation begrüßen zu lassen. Abends 11 Uhr brachten ihm die Bürger ein Lebehoch mit Musik. Es wurde eine gereimte Ansprache gehalten, die auf poetischen Wert keinen Anspruch erheben kann, für die Stimmung jener Tage aber charakteristisch ist:

Hör' an der Grenze Deines Landes,  
O Fürst, der Deinen Ruhm und Lust,  
Der Nachbarn fröhliches Willkommen!  
Wir rufen's aus entzückter Brust.



Zwar Nachbarn nur; allein nicht minder  
Schlägt hier, o Fürst, Dir jedes Herz.  
Wir fühlen auch — wie Deine Kinder —  
Des Drängers Joch, der Trennung Schmerz.  
Gott wog das Herz; da sank vom Himmel  
Uns Freiheit, Vaterland und Du.  
Sieh' unsre Wonne, Fürst, und winkte  
Die alte Huld uns wieder zu.

Am andern Morgen wurde die Reise nach Oldenburg fortgesetzt. Offiziere der hanseatischen Legion gaben das Ehrengesleite. Bei Einbruch der Dunkelheit wurde Wardenburg erreicht. Auf den Hügeln des Dorfes hatten sich zahlreiche Dorfbewohner aufgestellt, die angestrengt die Dorfstraße hinuntersahen, bis sie in der Ferne den Schein der Fackeln bemerkten, die den Zug des Herzogs geleiteten. Die Glocken wurden geläutet und Freudenschüsse abgefeuert. Musik und Tanz hielten die Wardenburger noch lange bei einander.

Die Ankunft in Oldenburg erfolgte 10 Uhr abends. Alle Glocken läuteten, die Fackeln flammten durch die Nacht. Das freudige Rufen der Landesbewohner, die von allen Seiten zusammengeströmt waren, um ihren Landesherrn nach den Jahren der Trübsal zu begrüßen, erklang. An der äußersten Brücke standen junge Mädchen, die Blumen auf den Weg streuten, auch hatte die Bürgergarde daselbst Aufstellung genommen. Die Begeisterung zeigte sich auch darin, daß die sonst so ruhigen Oldenburger die Pferde ausspannten und den Wagen des Herzogs zogen. Der Zug vergrößerte sich rasch. Am Thore warteten junge Mädchen, eine weitere Abteilung der Bürgergarde mit blasenden Postillionen, die Schiffer und andere. Sie gingen dem Wagen voran. So bewegte sich der Zug über den Marktplatz, an der Kirche vorbei neben dem alten Schlosse, das schon so oft Zeuge gewesen war von der Freude und dem Weh, das das Land und sein Fürstenhaus betroffen hatte. Im Innern des Schlosses hatten sich die früheren herzoglichen Beamten versammelt, ihren angestammten Landesherrn zu begrüßen. „Gefühle, wie sie sich in solchen Augenblicken zusammendrängen, lassen sich nicht wohl mitteilen, nur fühlen und nachempfinden,“ heißt es in einem



Berichte aus jenen Tagen. „Zahllose Thränen der Freude entlossen dem Auge, und jeder verließ mit dem frohen Bewußtsein der Rückkehr der Sicherheit und des Glücks diese gerührte Versammlung.“

Eine allgemeine Illumination beschloß den Tag, der auch an anderen Orten des Landes fröhlich begangen wurde.

Wenige Tage darauf, am 1. Dezember 1813, erließ der Herzog ein landesherrliches Patent, durch das er allen Bewohnern „kund und zu wissen that, daß, nachdem die siegreichen Waffen der verbündeten Mächte dies Herzogtum von dem erduldeten feindlichen Ueberzuge befreit haben, Wir in dasselbe zurückgekehrt sind, und nach dem Uns von Unseren Vorfahren angestammten Rechte, und den gegen das deutsche Vaterland, Unser Haus und gegen Unsere getreuen und geliebten Unterthanen Uns obliegenden Pflichten und Verbindlichkeiten, die Landes-Administration und Regierung wiederum übernommen haben.“ Nachdem die bestehenden Behörden bestätigt und angewiesen sind, sich einstweilen nach den bestehenden Gesetzen weiter zu richten, heißt es am Schlusse: „So beglückend es für Uns sein würde, Uns ausschließlich mit Heilung der Wunden zu beschäftigen, die dem Wohlstande und der Ruhe des Landes geschlagen sind, so ernst ist Uns die Pflicht, Unsere geliebten Unterthanen zu erinnern, daß der gegenwärtige Augenblick nur die schwer errungene Dämmerung einer künftigen Ruhe ist, und daß die Erreichung eines dauernden Glücks und einer sicheren Ruhe nur in einer, mit deutscher Beharrlichkeit und deutschem Mute, unter göttlichem Beistande fortgesetzten Anstrengung zu suchen ist.“

Das Gefühl der Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung fand Ausdruck auf dem Dankfeste, das am 5. Dezember in allen Kirchen des Landes gefeiert wurde. In Oldenburg wohnte der Herzog selbst dem Gottesdienste bei. Junge Mädchen und die Bürgergarde hatten ihn bis zum Gotteshause begleitet. Sie gaben ihm das Geleit auch auf dem Rückwege in das Schloß. Am folgenden Tage war Ball im von Hartenschen Klub. Auch der Herzog wohnte diesem Feste bei. Die Bürgergarde





bildete die Ehrenwache, und eine Anzahl russischer Offiziere gab dem Ganzen ein eigenartiges Gepräge.

In der Mitte des Monats traf auch der Erbprinz Paul Friedrich August in der alten Hauptstadt des Landes ein. Es war am 16. Dezember, nachmittags 3 Uhr, als er von Frankfurt am Main ankam. Ein feierlicher Empfang konnte der Kürze der Zeit wegen nicht stattfinden, aber die Freude über die Ankunft des „Kaiserl. Russischen General-Leutnants, General-Gouverneurs von Esthland“, war auf allen Gesichtern zu lesen.

Der Verlust, den er durch den Tod des Sohnes in Rußland erlitten hatte, mußte dem Herzog, an dem die letzten Jahre natürlich nicht spurlos vorübergegangen waren, doppelt zum Bewußtsein kommen, nun er in die alten Verhältnisse zurückkehrte. Um so tröstlicher mußte ihm der Besuch der Witwe seines Sohnes, der Großfürstin Katharina, sein. Auf die Nachricht von ihrer bevorstehenden Ankunft begab sich der Erbprinz nach Verden, seine Schwägerin dort zu erwarten. Zwei Meilen vor Bremen wurde die Prinzessin im Namen des Senats begrüßt und gebeten, die vormalige Präfectur, die man für sie in Bereitschaft gesetzt hatte, zu beziehen. An der bremischen Grenze erwartete sie ein Offizier mit einer Eskadron, welche die Prinzessin in die Stadt geleiteten. Vor der Präfectur hatte sich eine Compagnie Engländer mit den Fahnen aufgestellt. Eine Senatsdeputation empfing die Schwester des russischen Kaisers, und nachdem sie den Anforderungen der höfischen Etiquette genügt und eine große Zahl hochstehender Männer empfangen hatte, ward ihr die Freude, daß der Herzog Peter unvermutet in Bremen eintraf. (3½ Uhr nachmittags.)

Er war zeitig genug gekommen, um noch an der festlichen Tafel teilzunehmen, zu der auch die Deputation des Senats gezogen war. Auch Pavenstedt war anwesend und hörte vom Herzog Worte hoher Anerkennung. Die Prinzessin, eine geistvolle und liebenswürdige Frau, machte auf alle den besten Eindruck. Es ist begreiflich, daß sie von den Anstrengungen der Reise sehr angegriffen war. So wurden denn die Bremer, die zahlreich in das Schauspiel geströmt waren, die Fürstlichkeiten zu sehen, ent-



täuscht. Die Großfürstin verbrachte den Abend auf ihren Zimmern. Stand ihr doch noch der Empfang in Oldenburg bevor. Am Mittag des folgenden Tages reiste die Großfürstin nach Oldenburg weiter. Am Thore ließ sie die russischen Truppen vorbeidefilieren.

Am 1. Februar, abends 7 Uhr, kam sie an, die letzte Stunde Weges von der oldenburgischen Ehrengarde geleitet. An der Huntebrücke war ein Ehrenbogen errichtet. Ueber den Markt und die erleuchteten Straßen ging der Zug nach dem Bullingschen Hause am Stau, in welchem die Schwester des mächtigen russischen Kaisers Wohnung nehmen wollte. Zöglinge der Eckardschen Töchtersehule streuten Blumen auf den Hausflur. An der Treppe standen junge Mädchen, die mit Kränzen eine Laube bildeten.

Im Vorzimmer wurde sie durch die folgende Anrede begrüßt:

„Ihre Kaiserliche Hoheit geruhen gnädigst, die Huldi-  
gung der Töchter Oldenburgs anzunehmen, hier, wo der  
hohe und starke Stamm entsproß, der jetzt den halben Erd-  
kreis beglückt. Unsere Herzen werden stets erfüllt sein  
von Verehrung und Liebe für die erhabenste uns so nahe  
angehörnde Kaisertochter. Möchten wir Ihres gnädigen  
Wohllwillens uns erfreuen dürfen!“

Draußen donnerten die Kanonen, die Glocken läu-  
teten und verkündigten den Bewohnern der Umgegend,  
daß die Tochter eines russischen Kaisers Einkehr gehalten  
habe in die alte Stadt an der Hunte, die ihrem ver-  
storbenen Gemahl den Namen gegeben hatte.

Die Großfürstin blieb einen ganzen Monat lang in  
Oldenburg. Erst am 1. März reiste sie mit dem Prinzen  
Alexander nach dem Haag ab. Der Herzog sowie der Erb-  
prinz gaben ihr bis Haselüne das Geleite. In Oldenburg  
aber sprach man noch lange von der Güte und Freund-  
lichkeit der vornehmen Prinzessin.

## 2. Die Gründung des Oldenburgischen In- fanterieregiments.

Nach dem Einzuge der Russen erging auch an die  
vom korsischen Joche befreiten Oldenburger der Ruf, sich  
in die Reihen der Kämpfenden zu stellen.





Der kaiserlich russische Generalmajor von Arentschild forderte die jungen Leute auf, sich unter die Fahnen der russisch-deutschen Legion zu sammeln und sich in Bremen bei der russischen Kommandantur zu melden, wo sie Pässe und Marschrouten zu dem Hauptsammelplatze der Legion erhalten würden. „Oldenburger!“ so beginnt seine Proklamation, „der Himmel hat der gerechten Sache den Sieg verliehen, die Armee des Kaisers Napoleon, in mehreren glücklichen Gefechten bereits teilweise geschlagen und geschwächt, ward in der denkwürdigen Schlacht bei Leipzig, den 18. und 19. Oktober, gänzlich gesprengt und vernichtet; die geringen Ueberreste des feindlichen Heeres sind über den Rhein geflohen, und Deutschlands Freiheit ist erungen.“

Um diese Freiheit aber zu behaupten, bedarf es noch vieler und mutiger Streiter. Auf demnach, Oldenburger! greift zu den Waffen!“ zc.

Auch ein Flugblatt wurde in jenen Tagen verbreitet: „An die Oldenburger.“ Unterzeichnet war es: „Von einem Oldenburger.“ Dieser Aufruf ist ein Zeugnis dafür, daß unsere Väter, was heilige Begeisterung für die Sache der Freiheit und des Vaterlandes anbelangt, hinter den Angehörigen anderer deutscher Staaten keineswegs zurückstanden. „Euer Blut floß nicht für Euch“, so heißt es darin, „nicht für die Euirigen, Eure Gattinnen und Kinder; nur für Euere Beherrscher mußtet Ihr arbeiten, zu Eurere eigenen — Unterdrückung. Eure Söhne, das Teuerste, was Ihr hattet — manchem die einzige Hoffnung und Stütze des Alters — wurden grausam aus Euren Armen gerissen, mußten Blut und Leben wagen, um die Ketten, die Euch schwer und schmerzlich niederbeugten, noch fester um Euch zu ziehen.“

Auch des Herzogs wird in dem Aufrufe gedacht.

„Brave Oldenburger! seid Eures erhabenen Fürstenhauses würdig. Erinnert Euch der rastlosen Vater Sorge des edelsten Fürsten für Euer Glück. Durch ihn waret Ihr glücklich; und Euch immer glücklicher zu machen, nur das war seine Sorge, sein Streben. Und wie wurde dieser edelste Fürst — ich kenne keine Worte, es auszusprechen;



aber Euer Herz, Euer Gefühl für Recht und Gerechtigkeit wird es Euch sagen — wie wurde er aus Eurer Mitte verdrängt! Erinnert Euch Eures Erbprinzen, der von dem Geiste seines erhabenen Vaters beseelt, Euch künftig beglücken will; schon lange kämpft er mit den Waffen in der Hand für Eure Freiheit. Erinnert Euch des Prinzen Georg, dieses Edlen und Guten; für Eure Freiheit opferte er sein Leben. Ewig sei Euch sein Andenken teuer!“ —

Der Aufruf schließt mit den Worten: „Ehre und Ruhm dem Tapferen; Schande dem Feigen!“ —

Bald wandte sich der Landesfürst selbst an seine Unterthanen.

Der Hauptmann von Benoit (geb. zu Diepholz 1772, Mai 3., gest. zu Oldenburg 1824, März 22.), der früher in oldenburgischen Diensten gestanden, dann aber im Rheinbundkontingente gedient hatte, hatte bereits am 24. November bekannt gemacht, daß er vorläufig die Namen aller derer aufzeichnen werde, die sich freiwillig dem Wohle des Vaterlandes widmen wollten. Dieser von Benoit wurde schon Anfang Dezember vom Herzoge mit der Landesbewaffnung beauftragt. Der Herzog selbst richtete am 24. Dezember 1813 eine Verordnung, die vom Erbprinzen entworfen, vom Herzoge aber an einigen Stellen abgeändert worden war, an die Oldenburger. Es wurden alle männlichen Unterthanen vom 17. bis zum vollendeten 40. Jahre für wehrpflichtig erklärt. Sie bildeten den Landsturm. Aus demselben wurde die Landwehr und daraus wieder das Kontingent oder die reguläre Miliz gebildet. Auf 200 Seelen sollte 1 Mann ausgehoben werden, und zwar durch Losung in den Kirchspielen. Der Anfang wurde mit denen gemacht, die im 25. Jahre standen. Dann folgten die jüngeren Jahresklassen. Die Dienstzeit betrug 6 Jahre in der Landwehr oder 3 Jahre im Kontingent. Nach Ablauf dieser Zeit trat der Wehrpflichtige in den Landsturm zurück.

Zur Leitung der Militärangelegenheiten ward eine Militärkommission unter dem Präsidium des Kammerrates Meng bestellt.

In der Verordnung, die der echt deutschen Gesinnung



des Herzogs und des Erbprinzen das schönste Zeugnis ausstellt, heißt es unter anderem:

„Wir haben in Erwägung der Schicksale, die uns und unser Land betrafen und dies in Leiden stürzten, deren Andenken unsern getreuen Unterthanen noch so nahe und uns so schmerzhaft ist, um derselben Erwähnung zu thun, und um der Wiederkehr einer Zeit, in der das reinste und unschuldigste Blut floß, wo jedes Eigentum und jede gute Ordnung verloren ging, vorzubeugen, beschloßen, die Kräfte dieses Landes mit jenen großen Streitkräften zu verbinden, die unter göttlichem Beistande einzig eine sichere und dauerhafte Ruhe herbeiführen können.“

Nachdem dann die schon besprochenen Bestimmungen aufgeführt sind, wendet sich der Herzog mit folgenden Worten an seine „geliebten Landsleute“, die „von ihrer Anhänglichkeit an die Sache des Rechts noch jüngst so rührende Beweise gegeben haben.“

„Bedenkt, daß der Gott, der den Völkern beisteht, die für die Sache des Vaterlandes streiten, seine Hand abzieht von denen, die nicht wissen, mit Mut und Beharrlichkeit Freiheit und Unabhängigkeit zu verteidigen. Die gerechte Verachtung der Zeitgenossen und Nachkommen, und die Willkür des übermütigen rückkehrenden Siegers ist ihre wohlverdiente Strafe. Es ist der schönste Kampf, zu dem wir unsere treuen Unterthanen aufrufen. Nicht fremden Vorteil wollen wir mit unserem Blute erfechten — die Sache, die wir, geliebte Landsleute, verteidigen, ist die Sache der Menschheit. Wer möchte hier nachstehen und nicht Anteil nehmen an dem Ruhme seiner deutschen Mitbrüder, und so Teilnehmer werden an der Befreiung des deutschen Vaterlandes!“

Gegeben ist diese denkwürdige Verfügung auf dem Schlosse zu Oldenburg am 24. Dezember 1813.

Am selben Tage erließ der Herzog einen Aufruf an die Bewohner des Herzogtums Oldenburg, zur allgemeinen Landesbewaffnung und zu freiwilligen Kriegsheitragen. Auch dieser Aufruf übt noch jetzt, am Ende des Jahrhunderts, eine geradezu packende Wirkung aus und ver-  
setzt uns zurück in jene Zeit, da es, um mit den Worten des Herzogs zu reden, den „angestammten Fürsten ver-



gönnt war, mit deutschem Sinn zu ihren Völkern zu reden“. Der Herzog ist davon überzeugt, daß die Oldenburger keinen Ruhm höher achten würden als den, „einstens ihren Kindern und Nachkommen die Ehre des deutschen Namens so rein und lauter überliefern zu können, wie sie denselben aus den Händen ihrer Vorfahren empfangen“.

Interessant ist auch der Hinweis auf die ferne Vergangenheit: „Nicht zum erstenmal streitet der Bewohner des Weserstrandes für diesen edlen Zweck. Schon in den ältesten Zeiten glückte es demselben, der Achtung Germaniens sich würdig zu machen und die Dankbarkeit der Nachkommen zu erwerben, als er die übermütigen Feinde deutscher Unabhängigkeit unter Hermanns tapferer Leitung vernichtete und also des Deutschen Volkes Retter ward.“

Mit eindringlichen Worten wendet er sich auch an diejenigen, „denen die Vorsehung mehr denn ihren Mitbürgern verlieh“, oder „die an diesem heiligen Volkskriege persönlich keinen Teil nehmen konnten“. Er fordert sie auf, „die Verpflichtungen des dankbaren Vaterlandes gegen die zu übernehmen, die Gesundheit und Jugendkraft auf jenen blutigen Wahlstätten verlieren, wo das Schicksal der Staaten entschieden wird“.

Leider übten die Worte des Herzogs nicht die erhoffte Wirkung aus. Die meisten Oldenburger hatten keinerlei Neigung zum Militärstande. Wer da konnte, kaufte sich einen Stellvertreter; es kam vor, daß für einen solchen 2000 Thaler bezahlt wurden. Im Kirchspiel Jade kamen bei der Aushebung sogar Unruhen vor, so daß 100 Kosacken aus Bremen herangezogen werden mußten.

Da etwas völlig Neues geschaffen werden mußte, so war es unmöglich, daß die einzelnen Bataillone so rasch marschfertig wurden, um sich noch an dem Feldzuge von 1814 beteiligen zu können. Oldenburg war der einzige deutsche Staat, der auf diese Ehre leider verzichten mußte.

Unter den Offizieren waren wenig Oldenburger. Die meisten kamen aus dem Rheinbundkontingente oder aus fremdherrlichen Diensten. Die nötigen Gewehre und Patronentaschen, Pistolen und Karabiner kamen aus England, und zwar erst Ende März. Die Säbel bezog man aus Sölingen, die anderen Ausrüstungsgegenstände wurden in



Oldenburg angefertigt. Nachdem das Kontigentbataillon gebildet war, ging man an die Aufstellung des Landwehrbataillons. Beide Bataillone hatten die gleiche Uniform, blau mit rotem Kragen und Aufschlägen. Die Beinkleider waren von blauem Tuch; als Fußbekleidung hatten die Mannschaften Schuhe mit Gamaschen. Den Kopf deckte ein Szako mit Fangschnüren und Haarbüsch, im kleinen Dienst eine runde Mütze. Die Offiziere erkannte man an ihren Achselschnüren ohne Epaulettes und an dem silbernen Ringkragen. Sie trugen graue Oberrocke. Der Soldat bekam anfangs monatlich etwas über 2 Thaler Gold; später ward eine Zulage von täglich 3 Groten bezahlt, da der bisherige Sold nicht genügte. Dafür mußte der Soldat sich selbst beköstigen; nur das Brot wurde ihm geliefert.\*)

In der Person Wardenburgs fand der Herzog eine vorzügliche Kraft als Kommandeur der neuen Truppenformation. Schon im März 1814 hatte der Herzog Wardenburg brieflich gebeten, ihm einen Mann zu nennen, „der die Sache leiten könnte“. Der Schluß dieses Briefes lautet: „Es giebt aber so manchen tüchtigen Mann, der an einen Fleck gebannt ist, wo er genau nichts thut und nichts thun kann; einen solchen aufzufinden und anzuwenden, ist gewiß kein Verlust fürs Ganze. Kennen Sie dergleichen und können mir ihn empfehlen, so thun Sie Ihren Landsleuten einen Dienst, die ein schönes Korps bilden werden und wohl verdienen, gut geleitet zu werden.“

Als nun Wardenburg im Sommer 1814 in Oldenburg verweilte, fragte ihn der Herzog, ob er selbst geneigt sei, das Kommando seiner Truppen zu übernehmen. Dieser Antrag kam Wardenburg völlig überraschend. Zudem erschien ihm nach seinem eigenen Zeugnisse das Kommando eines Bataillons, denn mehr war damals noch nicht errichtet, „in seinen Verhältnissen kleinlich“. Der Herzog, in seiner großen Güte, drängte nicht auf einen sofortigen Entschluß und riet Wardenburg sogar, reiflich zu überlegen, ob der Dienst im Vaterlande ihn für das Aufgeben

---

\*) Das Folgende nach den handschr. Aufzeichnungen des Generals Wardenburg.



seiner vielversprechenden Stellung in Rußland entschädigen werde.

Nachdem Wardenburg die Angelegenheit nach allen Seiten erwogen, entschloß er sich zur großen Freude seiner Angehörigen, den Antrag des Herzogs anzunehmen. „Die Liebe zum vaterländischen Boden und zu den Meinigen“, so sagt er, „die Anhänglichkeit und Dankbarkeit für den Landesherrn, sowie die Hoffnung, meinem Vaterlande möglichst nützlich sein zu können, veranlaßten mich, das oldenburgische Militärkommando anzunehmen. Ich war dem Herzoge vielen Dank schuldig. Vom Beginn meiner militärischen Laufbahn hatte er sich immer mit vieler Güte für mich interessiert und war mir nützlich gewesen, wo er konnte. Nicht minder war ich dem verstorbenen Prinzen verbindlich geworden. Durch die Anstellung bei ihm als Adjutant hatte mein Schicksal eine günstige Wendung genommen. — Mit dem redlichen Willen trat ich in des Herzogs Dienst, dem mir geschenkten Vertrauen möglichst zu entsprechen, und meine Dienste dem Vaterlande zu widmen.“ —

Der Herzog hatte es übernommen, Wardenburg beim russischen Kaiser zu entschuldigen und ihm den Abschied zu verschaffen. Trotzdem hat er denselben nie erhalten und auch nie erfahren, ob er in den Listen gestrichen war. „In Rußland kommt es auf einen Oberst mehr oder weniger nicht an“, bemerkte er trocken.

Als Wardenburg das Kommando übernahm — im September 1814 — hatte Oldenburg an Truppen: das komplette Kontingentsbataillon, eine Kompagnie (die vierte) des Landwehrbataillons und einige überkomplette Offiziere und Unteroffiziere, die die Kadres des Landwehrbataillons ausmachen sollten. Dazu kamen 60 Dragoner. Die Infanterie bekam nun die Bezeichnung Regiment.

An einem Septembertage ging Wardenburg hinaus vor das Heiligengeistthor, um das 1. Bataillon zu übernehmen. Er überzeugte sich bald, daß er eine schwierige Aufgabe zu lösen hatte. Es fehlte der jungen Truppe, wie nicht anders zu erwarten war, an der nötigen Gleichförmigkeit und Strammheit. Die Mannschaft war allerdings auserlesen „und hätte wohl für eine Garde passieren





können". Da sie aber bei der niederen Volksklasse einquartiert war und durch das Gesindel des vormaligen Rheinbundkontingentes sehr ungünstig beeinflusst wurde, so befürchtete Wardenburg für die Zukunft das Schlimmste. Dem Offizierkorps fehlte der nötige Korpsgeist, das Verhältnis zwischen Militär und Civil war ein höchst gespanntes. Ein Dienstreglement gab es nicht; einige an den bisherigen Kommandeur gerichtete Kabinettsordres waren nicht befolgt worden. Außer diesen fand Wardenburg vor: ein Exerzierreglement (das preußische), Kriegsartikel und Zahlungsetat, beide nach den preußischen festgestellt.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß Wardenburg gesteht, er habe anfangs den Augenblick vermißt, da er sich entschlossen hatte, das Kommando zu übernehmen. Er war aber der richtige Mann, um Wandel zu schaffen. Das Vertrauen des Herzogs stützte ihn, und die Schule, die er bei der russisch-deutschen Legion durchgemacht hatte, kam ihm vortrefflich zu statten.

Zunächst säuberte er das Korps von untauglichen Elementen, dann sorgte er dafür, daß es auch im Ganzen exerzierte, was bisher noch nicht geschehen war. Zu diesem Zwecke bezogen die Truppen in Zwischenahn und Umgegend Quartiere, die Uebungen wurden auf dem Rostruper Felde vorgenommen. Da der Bataillonschef während der Zeit immer krank war, so übernahm Wardenburg selbst das Kommando, was der Ausbildung der Truppe nur förderlich sein konnte. Ein Chef des Landwehrebataillons war noch nicht ernannt; vielmehr sollten sich die Kompagnien bei und neben dem ersten Bataillon formieren. Nach Beendigung der Uebungen hörte die Natural-Verpflegung auf. Es wurde eine Speiseanstalt eingerichtet, und die dienstthuende Mannschaft erhielt für den Mann täglich 3 Grote Courant Zulage. Darauf wurde für die einzelnen Truppenteile die Garnison bestimmt. Die drei ersten Kompagnien des 1. Bataillons kamen nach Oldenburg. 80 Mann blieben zurück. Die übrigen wurden beurlaubt. Die 4. Kompagnie wurde nach Jever verlegt und erhielt bis auf 20 Mann ebenfalls Urlaub. Die 4. Kompagnie des Landwehrebataillons wurde in Bockta stationiert



und behielt ebenfalls nur ein schwaches Kommando zum Dienst. Die Dragoner wurden über das ganze Land verteilt, um die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten.

Jetzt ging Wardenburg an die Organisation des Landwehrbataillons. Die 4. Kompagnie wurde vervollständigt, die Mannschaften der drei anderen Kompagnien wurden ausgehoben, und im November 1814 wurde eine 14tägige Uebung damit abgehalten. Darauf erhielten die Kompagnien ihre Standquartiere angewiesen. Die 1. Kompagnie kam nach Elsfleth, die 2. nach Delmenhorst und die 3. nach Bockhorn. Jede Kompagnie behielt ihre Unteroffiziere und 20 Mann zum Dienst. Das stehende Heer Oldenburgs war also etwa 200 Mann stark. Im Hinblick auf die geschilderten militärischen Einrichtungen wird man am Ende des Jahrhunderts schwerlich von „militärischen Lasten“ reden. Der Oldenburger jener Tage aber dachte anders. Er fand es „höchst auffallend, daß im tiefen Frieden nicht endlich diese militärischen Lasten aufhören sollten“. Die Ereignisse der nächsten Zeit schon sollten dem Herzoge und seinem Obersten recht geben.

Den Winter über war Wardenburg eifrig bemüht, allerlei Mängel abzustellen und zweckmäßige Einrichtungen zu treffen. Im Mai des nächsten Jahres sollte das Regiment zum Exerzieren zusammenkommen. Da kam im März die Nachricht von der Landung Napoleons in Frankreich. Wardenburg wandte sich mit einem Privatschreiben an den Herzog (23. März 1815) und machte einige Vorschläge, die ihm zweckmäßig zu sein schienen. Die beiden Bataillone sollten zunächst kompagnieweise auf den 1. April zusammengezogen werden, um so eine Mobilmachung, die zu erwarten stand, zu erleichtern und die neueinzustellenden Truppen ausbilden zu können. Das Schreiben schließt mit den Worten: „Ich kann Ew. Durchlaucht nicht verhehlen, daß es mich unglücklich machen würde, wenn Ew. Durchlaucht Truppen sich verspäten oder anderen nachstehen sollten, und Ew. Durchlaucht verzeihen deshalb, daß ich einen Gegenstand berührt habe, der ebensosehr höchst Dero als des Vaterlandes Ehre und Interesse betrifft“.

Der Herzog wollte zunächst Nachrichten aus Wien erwarten, bevor er seinen Entschluß faßte. Das Wiener





Kabinetts aber war anscheinend schlechter unterrichtet als jenes Bremer Handelshaus, das durch eine Stafette die Nachricht erhielt, Napoleon sei am 20. März in Paris eingerückt und der König geflohen. Diese wichtige Nachricht wurde auch Wardenburg zugesandt, der sie sofort dem Herzoge mittheilte. Nunmehr wurden die Nachrichten aus Wien nicht mehr abgewartet, sondern die Mobilmachung wurde angeordnet. Die fehlenden Offiziere wurden ernannt, das 2. Bataillon erhielt einen Chef in der Person des Majors v. Hirschfeld, Mannschaften wurden ausgehoben, Pferde angekauft, Munition und Montierungssachen angefertigt u. Bei jeder Kompagnie wurden 10 Freiwillige als Jäger eingestellt. Die Absicht, ein 3. Bataillon zu errichten unterblieb. Ein Kommando von 20 felddienstunfähigen Mannschaften kam nach Wechta zur Bewachung des Zuchthauses. Am 1. Mai war das Regiment marschfähig. Für den Eifer, den die Offiziere zeigten, hat Wardenburg das höchste Lob. Er empfand berechtigten Stolz darüber, daß die von ihm getroffene Organisation eine so rasche Mobilmachung ermöglicht hatte, und man muß ihm recht geben, wenn er sagt: „Als Oldenburger hätte es für mich ein unerträgliches Gefühl sein müssen, wenn nur ein Teil der oldenburgischen Truppen hätte marschieren können oder zu spät bei der Armee angekommen wäre, um so mehr, da Oldenburg der einzige Staat Deutschlands war, der in der vorigen Kampagne keinen Mann ins Feld gestellt hatte, und der üble Eindruck, den dies verursachen mußte, konnte nur durch das Erscheinen eines wohl ausgerüsteten Militärkorps auf dem Kriegsschauplatz, und zwar zur rechten Zeit, vertilgt werden“.

Schon marschierten fast alle deutschen Truppenteile nach dem Rhein. Der Herzog Peter hatte aber noch immer keine Nachricht über die Bestimmung seines Regiments. Wardenburg wünschte, zum Korps des preussischen Generals Kleist von Kollendorf zu stoßen. Der Herzog fand diesen Wunsch gerechtfertigt und wandte sich deshalb an den König von Preußen. Inzwischen bekam das Regiment den Befehl, den 8. Mai den Marsch anzutreten. Es sollte etatsmäßig 1759 Mann stark sein, war aber nicht ganz



vollzählig. Immerhin hatte es mehr Mannschaften als Oldenburg zu stellen hatte; darnach hätte es nämlich nur 1600 Mann stark sein brauchen.

Stadtkommandant von Oldenburg wurde Rittmeister Lehmann. Von den Dragonern nahm Wardenburg einen Unteroffizier und 4 Mann mit, um den Train in Ordnung zu halten und als Ordonnanzen zu dienen.

Die Marschroute lautete zunächst auf Düsseldorf, wo das Regiment nähere Bestimmungen erhalten sollte. Das 1. Bataillon sollte dem 2. immer um eine Tagereise voraus sein. Am 7. Mai marschierte das erste Bataillon ab, um dem zweiten Platz zu machen. Der Herzog begleitete seine Truppen vor die Stadt und begab sich dann nach Cloppenburg, um hier, in der Nähe der Landesgrenzen, den Seinen Lebewohl zu sagen.

Einige Tage später — es war noch immer keine Nachricht aus Wien eingetroffen — schrieb der Herzog an Wardenburg einen Brief, aus dem das Folgende mitgeteilt sein mag: „Wenn die Bemühungen Ew. Hochwohlgeboren und des Stabes in gleichem Maße fortgesetzt werden, gleiche Aufmerksamkeit beim Offizier finden und gleichen guten Willen am Soldaten, so leidet es wohl keinen Zweifel, daß das Regiment gleich schön von Ansehen und gleich zuverlässig im Gebrauch sein wird. Den Beifall, den Sie ernten werden, wird keiner lieber sehen als ich, und das Vaterland, von dem sich keiner ohne Rührung trennte, freut sich seines Wertes und wird mit Teilnehmung und Liebe jeden Erfolg bemerken. — Ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen Ihr Regiment als Vater ans Herz zu legen, so wenig es auch einer Empfehlung für den Mann bedarf, der, wie Sie, seiner Pflicht lebt. Diese Ueberzeugung ist der Grund der Ihnen gewidmeten Hochachtung, von der ich Ihnen mit Ueberzeugung und Vergnügen die Versicherung gebe“.

### 3. Der Feldzug des Jahres 1815.\*)

Die Besorgnisse, unter denen Wardenburg seine Truppen dem Feinde entgegenführte, waren nicht gering.

\*) Nach den handschr. Aufzeichnungen des Generals Wardenburg.



Mit Ausnahme einiger altgedienter Offiziere hatte noch niemand in der Truppe „Pulver gerochen“. Dazu kam, daß der größte Teil des 2. Bataillons aus Leuten bestand, die kaum 20 Jahre alt waren. Im übrigen gewährte das Regiment, das vollständig ausgerüstet war, einen imposanten Anblick.

Die Freude daran sollte Wardenburg aber schon in den ersten Tagen getrübt werden. Es kamen nämlich zahlreiche Desertionen vor. Schon auf der Grenze verließen einige Soldaten aus den münsterischen Aemtern das Regiment. Dies Beispiel fand Nachahmung, und in den nächsten Tagen waren täglich 8—10 Fahnenflüchtige zu verzeichnen, die wiederum fast ausschließlich aus dem Münsterlande stammten. Die meisten waren von ihren Angehörigen zur Fahnenflucht verleitet worden. Ueber die Ursache dieser traurigen Erscheinung war Wardenburg sich nicht im Unklaren. „Dies Volk“, so urteilt er, „dem Militärdienste noch abgeneigter als die Oldenburger, hatte die traurige Erfahrung gemacht, daß seine Söhne in französischen Diensten für fremde Zwecke im Auslande geopfert waren. Nur selten hatte einer von ihnen die Heimat wiedergesehen. Unfähig, zu begreifen, daß der jetzige Kampf für den rechtmäßigen Fürsten und für das Vaterland von ganz anderer Art sei, unbekannt mit patriotischen Gefühlen und keineswegs der neuen Regierung attachiert, glaubten sie kein Verbrechen zu begehen, wenn sie ihre Söhne zur Desertion verleiteten und ihnen behilflich wären.“

Wardenburg war auf das peinlichste davon berührt. Als alle anderen Mittel sich als wirkungslos erwiesen, blieb ihm nichts anderes übrig, als die Mannschaft aus den münsterischen Aemtern nachts einzusperrern und sie durch oldenburgische und preußische Gendarmen bewachen zu lassen. Erst am Rhein hörte die Fahnenflucht, wodurch das Regiment 70 Mann verloren hatte, auf.

Inzwischen hatte der Herzog Peter den preußischen General Kleist von dem Abmarsche der Oldenburger in Kenntnis gesetzt. Dieser gab Wardenburg nun Marschrouten. Er sollte über Solingen und Köln nach Wittlich bei Trier marschieren. Durch einen Courier aus Wien erfuhr man



endlich auch, daß das Regiment eigentlich nach den Niederlanden bestimmt gewesen war.

Am 30. Mai kam das Regiment zu Wittlich an und hörte nun, daß es der Brigade des Weimarischen Generals v. Egloffstein zugeteilt war, die als solche dem norddeutschen Bundeskorps des Generals Kleist von Nollendorf angehörte, das wiederum ein Teil der niederrheinischen Armee des Feldmarschalls Blücher war. Die Armee von Kleists bestand aus 3 Brigaden; die dritte, die sich aus den Truppen der kleineren Fürsten zusammensetzte, war die stärkste. Ihre ungefähre Stärke betrug nach Wardenburgs Angabe:

Lippe-Deimold . . . . .	1000 Mann
Weimar . . . . .	900 "
Gotha . . . . .	1100 "
Waldeck und Schwarzburg . . .	1500 "
Anhalt-Bernburg, Zerbst, Dessau	800 "
Oldenburg . . . . .	1500 "

Zuf. 6800 Mann.

Eine 4. Brigade, bestehend aus den übrigen zum norddeutschen Bundesheer gehörigen Truppen, konnte erst gegen Ende des Feldzuges gebildet werden. Die Kleistschen Truppen waren zum Teil mangelhaft ausgerüstet. Namentlich fehlte es an Artillerie und Kavallerie. Der General selbst wurde schon nach kurzer Zeit durch Krankheit genötigt, die Armee zu verlassen. Oberst Wardenburg teilte dem Herzoge den ungünstigen Eindruck mit, den das Korps auf ihn gemacht hatte. In der Antwort heißt es: „Ein so zusammengesetztes Ganzes muß unvollkommen sein. Dies hätte durch eine zweckmäßige Uebereinkunft geordnet werden können, aber es scheint, daß alles dem Ungefähr überlassen bleibt.“ In einer Nachschrift spricht er sich auch über die Deserteurs aus: „Unsere Deserteurs kommen zum Teil zurück; gewiß mehr Unkunde als eine entschiedene Absicht liegt zu Grunde; alle gingen fast gerade nach Hause, einige erschrafen, da ihnen der Rückweg nicht mehr offen stand.“ —

Das norddeutsche Bundeskorps stand an der Mosel und Saar, die Vorposten waren an der französischen Grenze





ausgestellt. Es sollte die Verbindung zwischen der dritten preußischen Armee und der bayerischen Armee aufrecht erhalten. Am 17. Mai marschierten die Oldenburger in der Richtung auf Arlon und Luxemburg, um daselbst Marschquartiere zu beziehen. Einige Tage darauf verbreitete sich die Nachricht von dem verlorenen Gefechte bei Ligny. Die Folge dieser Niederlage war, daß das norddeutsche Bundeskorps sich in der Richtung von Jülich zurückzog, um nicht von der Hauptarmee abgeschnitten zu werden. Auf den Geist der Truppen übte dieser Rückzug die verderblichste Wirkung aus. Wardenburg schilderte dies folgendermaßen: „Die Oldenburger waren ernst und still, jedoch nicht niedergeschlagen; andere Truppen sangen und schrien. Mitunter hörte man aus diesen Kolonnen „Vive l'empereur“ brüllen. Der Geist dieser Truppen war so übel, daß sie einen Stabs-offizier vom oldenburgischen Regimente, den Major v. Hirschfeld, infultierten, als er in Dienstangelegenheiten durch ihre Reihen reiten wollte. Die verschiedenen Abteilungen marschierten nicht in Schlachtordnung, sondern ein jeder Teil war sich selbst überlassen. Die Folge davon war, daß bei diesem forcierten Marsche, bei unaufhörlichem Regen und schlechten Wegen, die Kolonnen sich trennten und viele Leute zurückblieben. Das Ganze glich einer Flucht. Wenn die Brigade an diesem Tage angegriffen worden wäre, so würde sie ohne Zweifel aufgerieben worden sein. Meine Sorge ging unter diesen Umständen dahin, das Regiment zusammenzuhalten und es vor Ansteckung des bösen Geistes der benachbarten Truppen zu hüten, um wenigstens mit Ehren den ersten Kampf zu bestehen. — Es war eine harte Probe für das Regiment. Höchst abgemattet, jedoch in Ordnung, erreichte es spät des Abends die angewiesenen Quartierstände.“

In der Hütte eines armseligen Priesters fand Wardenburg für die Nacht Unterkommen. Mit Tagesanbruch weckte ihn eine Ordonnanz, die ihm zu seiner freudigen Ueberraschung ein Schreiben des Generals v. Egloffstein überbrachte, worin der Sieg von Belle-Alliance gemeldet und die Vorwärtsbewegung auf Bastogne befohlen wurde. Diese gute Nachricht, in Verbindung mit dem schönen Wetter, hob die Stimmung der Truppen sichtlich. Am 22. Juni rückten



die Oldenburger bis Vostogne vor. Am 24. Juni wurde scharf geladen; die Mannschaften wurden zur strengsten Disziplin ermahnt, und dann wurde die französische Grenze überschritten. Nach der Marschdisposition stand das zweite Treffen der Brigade unter dem Befehle Wardenburgs. Am Mittag des 24. Juni war die Brigade auf den Höhen von Vouillon aufmarschiert. Der General glaubte diese Festung durch einen Handstreich nehmen zu können. Die Aufforderung zur Uebergabe wurde von dem Kommandanten jedoch abgelehnt. So blieb nichts anderes übrig, als die Festung zu blockieren. Die Oldenburger besetzten die Höhen südlich der Stadt und mußten zu diesem Ende die Semoy durchwaten. Schon am andern Tage aber wurden sie wieder auf die nördliche Seite zurückgezogen, da das Wasser derartig stieg, daß Wardenburg fürchten mußte, abgeschnitten zu werden.

Am 26. wurde der Weitermarsch angetreten, nachdem ein Bataillon Waldeck zur Beobachtung der Festung zurückgelassen war. Die Brigade marschierte in das Lager zu Gironne und befand sich nunmehr eine Stunde von einer Festung, deren Name in der neueren deutschen Geschichte einen guten Klang hat, eine Stunde von Sedan. Diese Festung wurde von den Hessen belagert und beschossen. Am 27., morgens, ergab sie sich. Die 800 Mann starke Besatzung, die fast nur aus bewaffneten Bürgern, Gendarmen und Douanen bestand, zog sich mit dem Geschütz in die Citadelle zurück. Es war aber abgemacht, kein Teil solle dem andern feindlich gegenübertreten. Am 28. lösten die Oldenburger die Hessen in Sedan ab. Unterdessen kam die Nachricht von der Niederlage, die Vandamme am 20. erlitten hatte, und Wardenburg war nun nicht mehr im Zweifel, daß es die Aufgabe des Korps sein würde, die Festungen im Departement der Ardennen zu belagern. An Stelle des erkrankten Generals Kleist v. Kollendorf war inzwischen der General v. Haake, der spätere Kriegsminister, getreten.

Die Oldenburger verrichteten den sehr beschwerlichen Dienst in Sedan zunächst allein und wurden erst am 2. Juli und dann jeden dritten Tag durch die Lippe=Detmolder abgelöst. Die Franzosen verhielten sich indessen nicht unthätig. Sie warfen Brustwehren auf, pflanzten Kanonen



auf die Wälle und verkehrten durch verborgene Gänge mit den Einwohnern. Diesem Treiben konnte der General v. Haake nicht müßig zusehen. Er ließ den Platz enger einschließen, an der nördlichen Seite Laufgräben eröffnen und traf alle durch die Verhältnisse gebotenen Vorkehrungen. Der Aufenthalt in Sedan war für die Oldenburger von der größten Bedeutung. Sie konnten ihre Ausrüstung wieder in Stand setzen, genossen gute Verpflegung, übten sich im Exerzieren und Tirailieren und hatten zudem Gelegenheit, durch ihre Tüchtigkeit und ihr gutes Betragen sich die Gunst des kommandierenden Generals zu erwerben, dem die Oldenburger durch ihre Größe besonders angenehm auffielen. Mehrere oldenburgische Offiziere wurden auf ehrenvolle aber verantwortliche Posten gestellt. So wurde v. Witzleben Adjutant beim General und Mosle Stadtkommandant von Sedan. Die Einwohner der Stadt gaben den Oldenburgern das Zeugnis, daß seit ihrem Einrücken alle Klagen über Ausschreitungen der Truppen aufgehört hätten, und ließen durch eine Deputation dem Obersten für die Ordnung danken. Im übrigen war einem Manne wie Wardenburg die Charakterlosigkeit der Einwohner, die beim Erscheinen Napoleons von Elba die größten Opfer auf sich genommen hatten und nunmehr die früheren Feinde als Erretter von einem despotischen Joche priesen, im höchsten Grade widerwärtig. Er vermochte es nicht, seinem Quartierwirth einen Gegenbesuch zu machen, und unterließ es gelegentlich nicht, den plumphen Schmeicheleien gegenüber auf das Betragen der Franzosen in feindlichen Landen hinzuweisen, worauf man großes Erstaunen heuchelte.

Die Verpflegung der Truppen war so geordnet, daß sie den feindlichen Landesteilen zur Last fiel. Die Preußen kürzten dafür ihren Mannschaften zwei Drittel der Löhnung, der General Haake setzte den Tarif aber für die Truppen so herab, daß Wardenburg mit Recht fürchtete, seine Leute könnten dabei nicht bestehen. „Ein Froischgericht, ein Apfel, ein bißchen Salat, welches dem Franzosen genügt, ist nichts für einen oldenburgischen jungen Burschen“, sagte er. Er verstand sich deshalb nur dazu, den Leuten einen Groten abzuziehen; außerdem wurden



auf Kosten der Mannschaften neue Kragen und Aufschläge auf den Montierungsstücken angeschafft.

Am 4. Juli war Paris den Verbündeten übergeben worden, und der König war in seine Residenz wieder eingezogen. Die Nachricht von diesen Ereignissen übte keinerlei Einfluß auf den Festungskrieg an der Grenze aus. Preußen hoffte — so urteilte Wardenburg — durch die Eroberung dieser Festungen in den dauernden Besitz dieses Länderstriches zu kommen. Wardenburg fühlte sich zu sehr als Oldenburger, als daß er von der Aussicht, oldenburgisches Blut für die Interessen eines „fremden“ Staates zu vergießen, sonderlich hätte erfreut sein können. Als Soldat aber sah er es als eine Ehre an, daß das Regiment mit zur Belagerung der Festung Mezzières kommandiert wurde, die bereits eingeschlossen war, wengleich eine förmliche Belagerung noch nicht eröffnet war.

Am 22. Juli kam der Befehl zum Abmarsche. Schon am 24. Juli kam eine Abteilung der 1. und 2. Kompagnie des 1. oldenburgischen Bataillons ins Gefecht und erwarb sich den Beifall des Generals v. Egloffstein. Ein wichtiger Punkt bei Mezzières war St. Laurent, weil alle Transporte denselben passieren mußten. Ihn zu behaupten, wurde Wardenburg bestimmt. Seinem Kommando unterstanden außer den Oldenburgern noch ein Bataillon Schwarzburg, eine Kompagnie hessischer Jäger und ein Detachement hessischer Husaren. Schon am 25. Juli hatte er Gelegenheit, den Feind, der die hessischen Jüsiliere geworfen und eine Batterie genommen hatte, wieder in die Festung hinein zu werfen. Ueber seine Oldenburger spricht er sich sehr anerkennend aus: „Das feste, ruhige Benehmen des Regiments bei dieser Gelegenheit übertraf meine Erwartung.“ In den folgenden Tagen wurde die Festung beschossen, die Laufgräben wurden eröffnet, und die Festung wurde zur Uebergabe aufgefordert, allerdings vergeblich. Inzwischen wurde eine 4. Brigade gebildet, unter dem Befehle des preussischen Generalmajors v. Warburg. Auch die Oldenburger wurden dieser Brigade zugeteilt.

Vor der Front des Regiments und vor der Citadelle von Mezzières lag eine Flesche (keilförmige Feldschanze); diese war durch Pallisaden u. mit dem bedeckten Gange





der Citadelle verbunden. Sie lag im Bereiche der Festungsgeschütze und des Gewehrfeuers eines dahinter liegenden Blockhauses. Zudem ging das Gerücht, daß sie miniert sei. Der General v. Haake befahl Wardenburg, die Flesche zu nehmen und zu demolieren, um so die Aufmerksamkeit des Feindes von den übrigen Truppen, die über die Maas setzen sollten, abzulenken. Wardenburg sah das Nutzlose eines solchen Angriffes ein, da die Flesche doch nicht zu halten sein würde. Er machte aus seinen Bedenken kein Hehl, mußte aber dem gemessenen Befehle Folge leisten. Der Angriff wurde in der Nacht vom 31. Juli auf den 1. August ausgeführt. Unter dem Befehle des Hauptmanns v. Gayl wurde die Flesche unter lautem Hurra mit dem Bajonett genommen. Dem Feuer der Festungsgeschütze mußten die Oldenburger aber weichen. In der folgenden Nacht wurde, trotz der Gegenvorstellungen Wardenburgs, ein neuer Sturm auf die Flesche unternommen. Der Erfolg war auch hier kein dauernder. Der Oberst war über das unnütze Blutvergießen sehr ungehalten, und als er am 3. August, dem Geburtstage des Königs von Preußen, vom kommandierenden General zur Tafel gezogen war, da brachte ihn der Anblick der Flesche, der ihm gerade von seinem Plaze aus zu teil wurde, um alle Stimmung. Nach aufgehobener Tafel, bei einem Spaziergange durch den Garten, konnte er es nicht lassen, „insofern es ihm zustand“, seine Gefühle zu äußern. Er war auf das höchste erstaunt, als er hörte, der General beabsichtige eine abermalige Wiederholung des Angriffes. Nun zögerte Wardenburg nicht länger mit einer offenen Erklärung: „Das Regiment werde bei allen Gelegenheiten seine Schuldigkeit thun; bei seiner Verantwortlichkeit aber könne es ihm nicht gleichgiltig sein, auf welche Weise er seine Leute verliere. Bei einem wiederholten Versuche, ein Werk zu stürmen, welches nicht zu halten sei, könne er nicht für das gute Benehmen seiner jungen Truppe einstehen.“ Diese deutliche Sprache schien ihre Wirkung nicht zu verfehlen. Um aber nichts zu veräumen, wandte Wardenburg sich auch noch schriftlich an den Chef des Generalstabes, Oberst v. Witzleben: „Er wisse als Soldat zu gehorchen; allein gleichgiltig könne es ihm nicht sein, wie er seine Leute verliere.“



Nunmehr wurde von einem nochmaligen Angriffe abgesehen. In einem Tagesbefehle vom 5. August 1815 spendete der General v. Haake den Oldenburgern warmes Lob. Am Schlusse desselben heißt es: „Der Major v. Hirschfeld, der Kapitän v. Fing und der Leutnant Mosle sind mit mehreren rühmlichst erwähnt. Der Feldwebel Iken, die Soldaten Rippen, Lüdken und Hochheim sind die ersten auf der Flucht gewesen, und der Soldat Dierk Wöbken hat mit seiner Axt eine feindliche Schildwache niedergehauen.“ Auch machte der General dem Regiment zwei eroberte Geschütze zum Geschenk, die noch jetzt vor der Schloßwache stehen.

Der Herzog Peter war über das Benehmen seiner Oldenburger sehr erfreut. Er wünschte dem Obersten Glück, „daß das Regiment mit in die Reihe der sich durch Mut wie durch Manneszucht ausgezeichneten Korps getreten war.“ „Angenehm ist es mir gewesen,“ so schreibt er an Wardenburg, „zu sehen, mit welcher Ordnung und Entschlossenheit die verschiedenen Gefechte bei Mezères bestanden worden sind. Aeltere Korps würden zu loben gewesen sein, mit gleichem Mute und gleicher Ordnung die ihnen aufgegebenen Aufträge ausgeführt zu haben, und der Regimentschef sowohl wie das Korps Offiziers und die Mannschaft setzten mich bei dieser ersten Gelegenheit, wo sie imstande gewesen sind, von sich sprechen zu machen, in den Fall, ihnen sämtlich meine Zufriedenheit mit ihrem Benehmen zu bezeugen.“ Die ganze Anlage der Unternehmung vor Mezères fand übrigens ebensowenig den Beifall des Herzogs wie sie den Wardenburgs gefunden hatte.

Die Belagerung von Mezères wurde fortgesetzt. Der Fähnrich Köding brachte den Oldenburgern Ersatzmannschaften aus der Heimat. Mit diesen waren auch einige der Deserteure angekommen. Sie wurden, weil sie freiwillig zurückgekehrt waren, mit 50 Stockstreichen vor der Front bestraft; außerdem wurde ihnen der beschwerlichste Dienst zugewiesen. Auf Antrag des Generals von Kleist sollten künftig in jedem Monat per Kompagnie fünf Mann als Ersatzmannschaften nachgeschickt werden.



Nach vierwöchiger Belagerung kapitulierte Mezières. Nach Wardenburgs Ansicht hielt der Kommandant die Festung, die früher noch niemals eingenommen war, nur so lange, als es die militärische Ehre nur einigermaßen erforderte. Bei den schlechten Geschützen der Belagerer lag eine Notwendigkeit zur Kapitulation nicht vor, und Napoleon würde ohne Zweifel den Gouverneur kassiert haben.

Nach dem Fall von Mezières wurde die 4. Brigade nach Montmedy beordert, um dort die Mecklenburger abzulösen, die die Festung belagerten. Am 4. September trafen sie dort ein. Montmedy lag auf einem hohen, steilen Felsen und war sehr gut befestigt. Es war zu hoffen, daß der französische Kommandant die Festung übergeben würde, sobald es die militärische Ehre erlaubte. Am Fuße des Berges lag die Stadt Medibas, mit einer hohen Mauer umgeben und von den Franzosen besetzt. General Haake befahl, diese Stadt mit Sturm zu nehmen, und zwar waren es wieder die Oldenburger, denen eine solche Aufgabe zugewiesen wurde. Die Stadt sollte mittelst Leitern erstiegen werden. Oberst Wardenburg war sich nicht im Zweifel darüber, daß der Angriff große Verluste verursachen und zudem ohne dauernden Erfolg sein würde, da die Stürmenden dem Feuer der Festung würden weichen müssen. Er zögerte nicht, bei dem General Warburg vorstellig zu werden und diesen zu einer Vorstellung beim Kommandierenden zu veranlassen. Er erklärte, „daß er nur im Falle eines gemessenen schriftlichen Befehls zugeben würde, daß das Regiment an dieser Expedition teilnähme, indem er für die gewissenhafte Verwendung seiner Untergebenen und Landsleute seinem Landesherren verantwortlich sei, aber für alle unnütz gebrachten Opfer die Verantwortlichkeit allein auf den Befehlshaber fallen würde.“ Diese Vorstellung, die Wardenburg selbst „derbe und verwegen“ nennt, verfehlte ihren Zweck nicht. Der General Haake sah von der Verwendung der Oldenburger ab, gab aber dem General Warburg Befehl, sofort mit seiner Brigade nach Thionville zu marschieren, „damit die Brigade keinen Teil an der Ehre der Eroberung der Festung Montmedy



und an den deshalb zu erwartenden Belohnungen nehmen möchte.“

Wardenburg war überzeugt, daß der Erfolg des Sturmes auf Montmedy sein Vorgehen rechtfertigen würde, und er täuschte sich darin nicht. Während des Marsches hörte er den Donner der Geschütze und schon am anderen Tage erfuhr er von dem unglücklichen Ausgange des Sturmes: die Waldecker und Lipper hatten unter großen Opfern die Stadt mit Sturm genommen; sie hatten sich aber vor dem feindlichen Feuer zurückziehen müssen, bis auf 400 Mann Preußen und 100 Mann Weimaraner. Um diese zu retten, hatte man schließlich einen Parlamentär nach der Festung schicken und um freien Abzug bitten müssen. Der General Haake selbst erklärte in einem Tagesbefehl, „daß das Ende dieser Unternehmung dem anfänglichen Erfolge nicht entsprochen habe.“ Wardenburg war also glänzend gerechtfertigt.

Am 20. September langte der Befehl des Königs von Preußen an, die französischen Festungen sollten fortan nicht mehr regelrecht belagert, sondern nur noch blockiert werden. Die Oldenburger bezogen Kantonnements in Numes und Umgegend und konnten sich völlig der Ruhe überlassen. Diese Ruhe aber war ihnen verderblich. Trotz der Hilfsmittel, die vom Frauenverein zu Oldenburg eintrafen, mehrte sich die Zahl der Kranken täglich. Sehr häufig trat die Ruhr auf. Dazu zeigte sich bei den Oldenburgern, denen ihre Anwesenheit in einem fremden Lande nunmehr überflüssig und hart schien, äußerst heftiges Heimweh. Es war vergebens, daß der Feldprediger auf die Leute einzuwirken suchte. Die Zahl der Kranken stieg nach und nach auf 200. Unter diesen Umständen hielt Wardenburg den baldigen Abmarsch des Regimentes nach der Heimat für das einzig Richtige. Auch befürchtete er, es möge das Regiment jenen Truppen zugeteilt werden, die noch länger in Frankreich bleiben sollten. Daß dies nicht geschehen möge, war auch der Wunsch des Herzogs. Wardenburg, der zudem bemerkte, „daß ein jeder hier für sich selbst sorgte,“ begab sich mit Genehmigung des kommandierenden Generals und in Gesellschaft des Generals



Warburg nach Paris, um hier bei dem alten Blücher seine Angelegenheit persönlich zu betreiben. Er traf Blücher aber nicht in der Hauptstadt, sondern in Compiègne, wo er das kaiserliche Palais bewohnte. „Der General Warburg, der mit dem alten Blücher auf einem freundschaftlichen Fuße stand,“ so erzählt der oldenburgische Oberst, „stellte mich vor. Der Feldmarschall ladete uns ein, bei ihm Logis zu nehmen, welches Anerbieten mir um so willkommener war, da ich dadurch Gelegenheit hatte, diesen originellen Mann näher kennen zu lernen. Wir mußten uns mit ihm an das Kaminfeuer setzen, und nachdem er mir eine Pfeife hatte reichen lassen, wandte er sich zu uns mit den Worten: „Sehen Sie hier, meine Herren, vor wenigen Tagen schlief die französische Kaiserin noch in diesem Bette, nun schläft der alte Blücher darin und raucht seine Pfeife in dem Kabinett dieser Dame. Ist Napoleon nicht ein dummer Teufel?“ Er erklärte nun, daß er Paris verlassen habe, weil seine Gegenwart dort überflüssig sei, und weil ihm die Monarchen und Diplomaten zuwider wären. Die handelten gar nicht in seinem Sinne, und er wäre besorgt, daß sie das mit der Feder verdürben, was mit dem Schwerte gut gemacht sei. Er fügte hinzu, daß er unter diesen Umständen Frankreich verlassen würde, wenn er es seiner braven Armee nicht versprochen hätte, sie selbst zu Hause zu führen. Dann erzählte er uns einzelne Scenen des Feldzuges, und endlich mußte ich ihm etwas über den finnländischen Feldzug mittheilen, für den er sich besonders interessierte. Ich sah ihn in den Tagen, die ich die Ehre hatte, in seiner Gesellschaft zuzubringen, immer in guter Laune.

Mit seinen Umgebungen lebte er auf einem freundschaftlichen Fuße. Besonders aber zeichnete er Kostiz, seinen Adjutanten, aus, der ihn bei Ligny gerettet hatte. Das Palais, welches er bewohnte, war mit kaiserlicher Dienerschaft und allen Möbeln in statu quo geblieben, und Blücher hatte die gemessensten Befehle gegeben, auch nicht die kleinste Kleinigkeit unter dem Prätext des Andenkens aus diesem Palais mitzunehmen. Ich hatte Gelegenheit, dies am nächsten Morgen zu erfahren. Ich fragte nämlich den Lafai, der mir aufwartete, ob es erlaubt



wäre, ein Glas, was auf meinem Zimmer stand, worauf Napoleons Name und die Kaiserkrone eingegraben war, zum Andenken mitzunehmen, worauf mir der Lakai antwortete, daß dies kein Bedenken haben könne, wenn er beim Feldmarschall darum anfragen würde. Dieser Zug des alten Blücher gefiel mir sehr und erinnerte mich an Barklai, der gerade so dachte. Auch war er gefällig gegen das Publikum zu Compiègne, und man hörte von keinem Exzeß in dieser Stadt.“

Wardenburg war so glücklich, die Ordre zum baldigen Abmarsch seines Regiments zu erhalten. Gleichzeitig wurden dem Regimente die beiden erwähnten Kanonen verliehen. Von Compiègne reiste Wardenburg nach Paris und nahm von da aus 40,000 Franken der französischen Kontributionsgelder mit zurück. Zu seinem Bedauern fand er den Gesundheitszustand der Oldenburger ungünstiger denn zuvor. Die Nachricht von der baldigen Heimkehr aber verfehlte ihre wohlthuende Wirkung nicht. Am 4. November wurde der Heimmarsch angetreten und noch am selben Tage die französische Grenze bei Luxemburg überschritten. Die Marschrouten war Trier, Koblenz, Westerwald, Arnsberg, Münster u. c. Gegen 200 Kranke wurden auf Wagen mitgeführt. Mit großer Mühe gelang es, den Schwerkranken Aufnahme in Luxemburg zu verschaffen. Leutnant Köding blieb bei ihnen. Die übrigen Kranken blieben in Trier unter dem Leutnant von der Decken. Es sei hier gleich bemerkt, daß die meisten in kurzer Zeit als Konvaleszenten in Oldenburg eintrafen. Nur wenige starben in den ausländischen Hospitälern.

Der General Warburg hatte beim Abmarsche von Aumetz dem Obersten Wardenburg das Kommando über die Brigade übertragen. Der alte Blücher nahm durch einen Armeebefehl vom 29. Oktober 1815 von den norddeutschen Bundestruppen Abschied und die Generale Haake und Warburg sprachen dem oldenburgischen Obersten in den schmeichelhaftesten Ausdrücken ihre Anerkennung aus.

In dem Schreiben des Generals Haake heißt es:  
„Neben den Beweisen des Mutes hat das Regiment sich





überall das Zeugnis einer musterhaften Disziplin erworben, ich bitte Sie, dafür demselben noch meinen besondern Dank zu sagen. Mit Vergnügen werde ich mich erinnern, daß ich die Ehre hatte, das Regiment unter meinen Befehl gestellt zu sehen, und es wird schmeichelhaft für mich sein, wenn es auch mich in gütigem Andenken behalten will.“

Warburg schreibt am 1. November: „So lange ich atme, wird es mich freuen, mit Ihnen sämtlich vereinigt gewesen zu sein, und sicher können Sie meiner gedenken als ihres aufrichtigen Freundes.“

Der König von Preußen hatte dem Regimente einen Orden Pour le mérite und drei Militär-Verdienstmedaillen verliehen. Das Offizierkorps erkannte einstimmig dem Obersten den Orden zu und ersuchte seinen Chef, „diese Auszeichnung zur Ehre des Regiments zu tragen und zugleich darin einen Beweis seiner großen Achtung und Zuneigung wahrnehmen zu wollen.“ Wardenburg aber, der selbst sagt, er habe in keiner Kampagne weniger Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen, als in dieser, gab dem Ersuchen seiner Offiziere erst dann statt, als der General von Haake seine Bedenken zerstreut hatte. Er hat späterhin den Orden fast ausschließlich getragen.

Am 5. Dezember überschritt das Regiment bei Esfen die oldenburgische Landesgrenze. Es wurde ein feierlicher Gottesdienst abgehalten, der Feldprediger Jbbecken dankte der Vorsehung für den Frieden und die glückliche Heimkehr, er dankte den Soldaten für treu geleistete Dienste und ermahnte sie zur ferneren Pflichterfüllung. Am selben Tage erließ Wardenburg einen Regimentsbefehl, worin es heißt:

„Das Regiment hat zwar keine Gelegenheit gehabt, an großen, siegreichen Ereignissen teilzunehmen, allein es hat Beweise des Mutes, des guten Willens und der guten Ausführung gegeben und sich dadurch die allgemeine Achtung erworben.“

Am 8. Dezember hielt das Regiment bei bitterer Kälte den Paradeeinzug in Oldenburg. Die Freude der Oldenburger über die Heimkehr der Ihrigen war groß und



herzlich. Auf der Osternburg, an der Blauhausbrücke und am Damnthor prangten Ehrenpforten. Junge Mädchen überreichten einen Lorbeerkranz mit einem Gedichte, das allerdings ein Beweis für die poetische Dürre jener Tage ist, aber doch an dieser Stelle einen Platz verdient:

Bei Rückkehr des Regiments  
am 8. Dezember 1815 von den Einwohnern  
der Stadt Oldenburg überreicht.

Glückauf, und fröhlicher Empfang!  
Mit Euch, Ihr Sieger, kehrt der Friede!  
Der Grüße lauter Jubelklang  
Vereinert sich und wird zum Liede;  
Und Blumen blühen, von zarter Hand  
Erwärmt, und sammeln sich zu Kränzen,  
Und tausend helle Augen glänzen  
Ein Bild zurück: das frohe Vaterland.

Der Herzog kam erst drei Tage später aus Cutin. Schon am anderen Morgen besichtigte er das Regiment, das im Schnee vor dem Haarenthore aufmarschiert war und ihn mit Hurra und Freudenälben begrüßte. Er sprach seinen Dank aus und schickte Offiziere und Mannschaften ein Monatsgehalt. Auf Veranlassung des alten Blücher stiftete er auch eine Feldzugsmedaille. Den Gefallenen wurden auf Kosten der „Herrschaft“ in den Kirchen ihres Geburtsortes Ehrendenkmäler errichtet. Die so Geehrten waren: 1. Unteroffizier Johann Schröder aus Eckwarden, verwundet bei Mezières, gestorben zu Sedan 13. Okt. 1815; 2. Gefreiter Peter Hayen Kicken aus Fedderwarden, verwundet bei Mezières, gestorben zu Sedan 1. Sept. 1815; 3. Musketier Johann Jürgen Rogge aus Frieschenmoor, gefallen vor Mezières, 25. Juli 1815; 4. Musketier Mummie Janßen Mummie aus Minßen, gefallen vor Mezières 1. August 1815; 5. Musketier Fredking aus Danne. (Nähere Angaben über denselben fehlen bei Wardenburg.)

Diese Ehrendenkmäler haben auch den nachfolgenden Geschlechtern das Gedächtnis an jene Tage wach gehalten.

Ein schönes Zeugnis für das gute Benehmen der Oldenburger ist auch jenes Schreiben, das der alte Blücher





unter dem 30. Okt. 1815 aus seinem Hauptquartiere Compiègne an den Herzog richtete:

„Durchlachtigster, gnädigster Großherzog!

Euer Königl. Hoheit gebe ich mir die Ehre, unterthänigst zu benachrichtigen, daß der Gang der Unterhandlungen in Paris soweit angerückt ist, daß die verbündeten Armeen jetzt aus Frankreich ausbrechen können.

Die preußische Armee setzt sich demnach nach der Heimath in Marsch, und ich habe auch dem Contingente Euer Königl. Hoheit bey dem Norddeutschen Bundeskorps, welches zu commandiren ich die Ehre habe, die Weisungen zum Rückmarsch nach Euer Königl. Hoheit Landen ertheilt. Euer Königl. Hoheit Truppen haben sich mit Ausdauer und Tapferkeit benommen und dem Namen „braver Deutschen“ Ehre gemacht. Es macht mir ein besonderes Vergnügen, diesen achtungswerthen Truppen bey Ew. Königl. Hoheit dies Zeugniß geben zu können.

Hierbey verfehle ich nicht, Euer Königl. Hoheit zu eröffnen, daß es die Absicht Sr. Majestät des Königs, meines Herrn, ist, den verbündeten Truppen einen Theil von Feld-Geschütz von den im laufenden Feldzuge eroberten Stücken zu überweisen, welches Geschütz alsdann von den Verbündeten bey neuer Gefahr des gemeinschaftlichen Vaterlandes mit ins Feld genommen würde. Das Nähere dieser Sache würde wohl Gegenstand einer diplomatischen Verhandlung seyn.

Es ist mir sehr ehrenvoll gewesen, daß Euer Königl. Hoheit mir Hochdero Truppen vorzugsweise unter meinen Befehl gestellt haben.

Ich benutze diese Gelegenheit, Euer Königl. Hoheit persönlich die vorzüglichste Hochachtung auszudrücken, mit der ich beharre

Ew. Königl. Hoheit  
ganz gehorsamster Diener  
Blücher.



#### 4. Oldenburg auf dem Wiener Kongreß. \*)

Der korsische Eroberer war zu Boden geworfen; eine schwere Arbeit war gethan. Aber das Werk, das nun bevorstand, war ein nicht weniger schwieriges. Galt es doch die Landkarte des alten Europa völlig neuzugestalten und tausend einander widerstreitende Interessen in Einklang zu bringen.

Viele Fürsten begaben sich nach Wien, andere schickten Abgesandte dahin. Der Herzog Peter reiste nicht nach der schönen Hauptstadt an der Donau. Der eigentliche Grund dafür ist in seinem Verhältnis zum Zaren und zum Freiherrn von Stein zu suchen. Er glaubte „bei der Entstehung von Dingen, die seiner Ueberzeugung widersprächen, in eine Opposition zu geraten, die ihm nur schädlich, dem Ganzen aber nicht nützlich sein würde“. Das Verhältnis zum Freiherrn von Stein war schon in der Zeit seines Petersburger Aufenthaltes ein sehr schlechtes gewesen. Zwei stolze, unbeugsame Naturen, dabei von verschiedener Ansicht über das gegen Napoleon einzuschlagende Verfahren, waren einander gegenübergetreten, und ohne starke Reibung war es nicht abgelaufen.

Die wirksamste Förderung oldenburgischer Interessen erwartete der Herzog von seiner Schwiegertochter, der Großfürstin Catharina. „Ich darf kaum bemerken“, schreibt er am 27. September 1814 an seinen Gesandten, „daß es gut sein wird, sich beständig bei derselben einzufinden, um teils unsere Anhänglichkeit zu bezeugen, teils unserer Geschäfte wegen die besten Aufklärungen und Anweisungen zu erhalten.“ Es ist nicht zu leugnen, daß die Großfürstin sich alle Mühe gegeben hat, dem Vaterlande ihres verstorbenen Gemahls Vorteile zuzuwenden. Wenn sie ihre Absicht nicht erreichte und der Wiener Kongreß mit einer schweren Enttäuschung des Herzogs und des ganzen Landes schloß, so ist die Schuld daran in erster Linie dem Wankelmuth des unbeständigen russischen Kaisers beizumessen.

Die Aussichten, die Rußland dem Herzog gemacht hatte, schienen auf den ersten Blick äußerst günstig zu sein.

\*) Bearbeitet nach den diplomatischen Korrespondenzen (IV A, Nr. 42) des großherzogl. Haus- und Centralarchivs.



Schon bei einer Zusammenkunft in London hatte der russische Zar den Herzog aufgefordert, seine Entschädigungsansprüche namhaft zu machen und ihm dann Folgendes versprochen: Zever, das Fürstentum Ostfriesland, das Amt Meppen, das im Besitze des Herzogs von Aremberg war, und die Fortdauer des Weserzollses. Der Kaiser trat Zever ab und gab ferner die ganz bestimmte Aeußerung zu erkennen, „daß er die Beistimmung Preußens zu seiner Sache mache.“ „Pour la Prusse je m'en charge“ (Preußen übernehme ich). Dagegen sollte Oldenburg die Beistimmung Oesterreichs zu erwirken suchen. Dies geschah sofort in London, und der Fürst Metternich gab seine Zustimmung „in unzweideutiger Weise“ zu erkennen. Später sah der Herzog den Kaiser in Köln, „wo von diesem allen gesprochen ward“, und hatte dort bereits Gelegenheit, seinen Dank für die Uebertragung von Zever abzustatten.

Der Herzog, dem durch Rußland ein bedeutender Zuwachs an Land und Leuten in Aussicht gestellt worden war, sah in einer solchen Zuwendung eine billige Entschädigung. „Da unter den deutschen Fürsten“, so schrieb er in der Instruktion für den Wiener Gesandten, „keiner ernstlicher vermieden, mit dem französischen Gouvernement in Berührung zu kommen, als ich, und unter seiner Würde gehalten, zur eigenen Vergrößerung jenem Gouvernement nachzugehen, um vom günstigen Augenblicke Gebrauch zu machen, so muß das oldenburgische Haus nach der Größe seiner Besitzungen allen jenen Fürsten gleich nachstehen, die minder gewissenhaft gewesen sind und den Augenblick zu benutzen gewußt haben. Diesen Gründen zu einer Vergrößerung steht ein nicht minder starker zur Seite, nämlich der, daß nach Inhalt des Friedensschlusses selbst und dessen Paragraph 18 Summen, die sonst Frankreich an Oldenburg zu zahlen schuldig sein würde, und die mehrere Millionen betragen, hiernach nicht zu fordern sein werden.“

Wie wenig er aber sich auf Kosten anderer bereichern wollte, das ergibt sich aus einem anderen Passus der Instruktion. Darnach sollte der Gesandte, sobald Rußland die Verhandlungen wegen Ostfriesland eingeleitet habe, sich gegen die preußischen Behörden und nötigenfalls gegen den König selbst, dahin äußern, wie der Herzog wohl er-



kenne, „daß hier die Rede von einer Besizung des Königs sei, die Hand aber, die so wesentlich und für Preußen freundschaftlich wirke, ihm Bürge sei, daß nichts ohne des Königs Willen und eigenen Vorteil geschehen werde“. In Bezug auf den Herzog von Aremberg, von dem man das Amt Meppen zu erwerben gedachte, heißt es: „Auf jeden Fall und obgleich er beständig gegen Deutschland im Felde gestanden hat, wünsche ich seine Entschädigung und nicht seine Benachteiligung“.

Ueber seine Ansprüche auf billige Entschädigung für den aufgehobenen Weserzoll äußerte er sich später (in einem Schreiben an Maltzahn vom 13. März) folgendermaßen: „Daß Bechta und Cloppenburg nicht die Hälfte des Weserzolles einbringen, ist bekannt; daß hierzu noch eine ungeteilte Schuldenlast kommt, die für unseren Teil 400,000 Thaler betragen wird, ist eine Wahrheit, die unsere Entschädigung zu einem wahren Verluste macht“.

Gleichzeitig dachte er an eine „Purifikation“ der mit Hannover gemeinsam besessenen Kirchspiele Goldenstedt, Twistringen, Damme und Neuenkirchen, und hoffte, den unerquicklichen Streit mit dem Grafen Bentinck durch den Wiener Congreß beendigt zu sehen. Es wäre ihm am liebsten gewesen, wenn man den Grafen ganz auskaufte und ihm Besizungen in Flandern anwiese. „Bei dieser Gelegenheit würde ich gern beträchtliche Aufopferungen machen, um den unaufhörlichen Streitigkeiten ein Ende zu machen, und Graf Bentinck, als ein Holländer, dessen Verbindungen selbst alle holländisch sind, würde diesem Vorschlage selbst nicht abgeneigt sein.“ (Instruktion für v. Maltzahn.) Für sein Verhalten gab er seinem Gesandten den Befehl, „sich besonders an Rußland zu halten, Oesterreich, welches wahrscheinlich mit Deutschland im näheren Verhältnis bleiben wird, und in der Angelegenheit unserer Entschädigung sich sehr zuvorkommend benimmt, sich möglichst zu nähern und gegen Preußen sich offen und vertrauend zu benehmen.“

Die ganze Instruktion ist ein Beweis für die große staatsmännische Begabung des Herzogs. Welche Bedeutung der Erfolg seiner Bestrebungen für die Entwicklung des



oldenburger Landes gehabt haben würde, braucht nicht des näheren dargelegt zu werden.

Schon in den ersten Tagen des September reiste der Hofrat Nutzenbecher nach Wien ab. In Dresden wurde er von der Großfürstin Catharina empfangen, die ihm Briefe gab und ihm befahl, schon den folgenden Tag nach Wien abzureisen. Am 9. September traf er daselbst ein. Die russischen Würdenträger, bei denen er seine Briefe abgab, sprachen nicht über die oldenburgischen Angelegenheiten, fragten aber, ob der Herzog oder der Erbprinz käme. „Es ist ungläublich voll von Fremden hier,“ schreibt Nutzenbecher an den Herzog, „und die meisten werden erst noch erwartet. Die Wohnungen sind zu ungeheuren Preisen gestiegen. Nur mit Mühe habe ich ein einzelnes Zimmer für 10 fl. täglich erhalten, und wie ich für Herrn v. Malzbahn eine Wohnung finden soll, ist mir unbegreiflich.“

Bald darauf folgte auch der Herr v. Malzbahn. Er hatte bereits durch ein Schreiben des Herzogs vom 5. September den Befehl zur Reise erhalten. Der Herzog scheint schon damals kein großes Vertrauen in den wankelmütigen russischen Kaiser gesetzt zu haben. Er schreibt seinem Abgesandten unter dem 8. September: „Leben Sie recht wohl, seien Sie glücklicher, wie ich vermute. — — spricht sich Rußland deutlich aus, so möchten die Sachen gehen, sonst gewiß nicht.“ Nichtsdestoweniger war er entschlossen, alles daran zu setzen, sein Ziel zu erreichen. Er trug dem Herrn v. Malzbahn auf, entweder eigenhändig oder durch den Hofrat Nutzenbecher fleißig zu schreiben und keine Mühe zu seiner schnellen Benachrichtigung zu sparen. In dem erwähnten Schreiben vom 8. September heißt es: „Sobald etwas Interessantes vorfällt, so bitte ich, mir mit einer Estafette das Nötige wissen zu lassen; Ueberbringer dieses, Windler, ist ein treuer und guter Mensch, nehmen Sie ihn mit, falls es etwas zu schicken giebt. Ueber diesen Punkt bitte ich keine Kosten zu scheuen.“

Am 24. September kam der Herr v. Malzbahn in Wien an. (Er wohnte mit Nutzenbecher zusammen „Lobkowitzers Platz Nr. 1165.“) Beglaubigt wurde er durch Schreiben an Metternich und Hardenberg, wozu später noch ein Schrei-



ben an den russischen Botschafter in Wien Graf Stackelberg, kam.

Gleich nach seiner Ankunft meldete er sich bei der Großfürstin Catharina sowie dem Fürsten Metternich und dem Grafen Nesselrode. Am 29. empfing ihn der Kaiser von Rußland und gab ihm die ziemlich nichtsagende Versicherung, „daß Ew. herzoglichen Durchlaucht Interesse von Allerhöchst Ihrer Seite auf das möglichste berücksichtigt werden würde.“

Die Stellung des Herrn v. Maltzahn in Wien war eine sehr schwierige. Die maßgebenden Kreise kamen ihm nicht mit der Zuverlässigkeit entgegen, die man dem Landesherrn selbst natürlich nicht würde verweigert haben. Dazu kam, daß in seiner Vollmacht ein Passus fehlte, „daß Ew. Herzogl. Durchlaucht alles dasjenige, was ich in Höchstihrem Namen unterschreiben würde, von Ihnen genehmiget und als von Ihnen Höchstselbst unterschrieben angesehen werden solle.“ Eine solche Vollmacht wurde übrigens später nachgeliefert. Die Stellung zu seinen Kollegen, die sämtlich Freunde einer ständischen Verfassung waren, wurde erschwert durch des Herzogs Abneigung gegen die beabsichtigte Einführung von Landständen. Endlich hatte er in dem Grafen Bentinck einen nicht zu verachtenden Gegner.

Die beiden letzten Punkte verlangen eine nähere Darlegung. Der Herzog war nicht grundsätzlich Gegner der Landstände. „Die ständischen Einrichtungen haben als Mittel, um das Bedürfnis des Landes zu erfahren, großen Nutzen“, schreibt er am 19. Oktober 1814 an Maltzahn, fügt aber später hinzu, offenbar im Hinblick auf Oldenburg, „allein Stände in dem Sinne anderer Länder kann man da nicht haben, wo weder Adel noch Städte sind.“ Was er in Ländern mit ständischer Verfassung sah, war freilich nicht immer geeignet, eine Sinnesänderung herbeizuführen: „Mecklenburg und Münster haben Stände, und an beiden Orten war vor kurzem und ist noch Leibeigenschaft, gewiß die größte aller Willkür. Der Zustand ist freilich gesetzlich, allein doch gewiß die Quelle der schreiendsten Ungerechtigkeit, und die Stände selbst der Grund, aus welchem der Zustand nicht verändert wurde.“ Und ein



andermal (7. Dezember 1814) weist er darauf hin, daß die mit Ständen versehenen Länder Deutschlands die am schwersten belasteten wären und daß nicht neue Konstitutionen, die Frucht der Einbildungskraft Frankreich vom Untergange hätten retten können.“

Malzahn dagegen war augenscheinlich ein Freund der ständischen Verfassung. „Eine solche Einrichtung,“ schrieb er an den Herzog, „hält man dem Zeitgeiste angemessen, und es ist unglaublich, wie sehr ein jeder sich dafür zu interessieren scheint.“ In einem Schreiben vom 4. Januar 1815 heißt es: „Aber daß die Einführung der Landstände allgemein werde beschlossen werden, halte ich für so ausgemacht, daß es mir richtiger erscheint, Modifikationen dieser Maßregeln zu suchen, als sich derselben selbst zu widersetzen.“

Das schlechte Verhältnis zum Grafen Bentinck bestand schon seit Jahren. Der Herzog hatte sich durch das Verhalten des Grafen, der im Jahre 1808 bei dem Könige von Holland Zweifel an der Souveränität Oldenburgs über Varel erregt hatte, auf das schwerste beleidigt gefühlt. Diese Verstimmung war noch gewachsen, als in den Märztagen des Jahres 1813 der Graf die Regierung der Grafschaft Varel „in ihrem ganzen Umfange“ wieder aufgenommen und damit die Oberherrschaft Oldenburgs ignoriert hatte. Sie hatte ihren Höhepunkt erreicht durch sein Benehmen seit der französischen Zeit.

Noch immer nicht war der alte Prozeß gegen ihn wegen seiner Thätigkeit in den Märztagen des Jahres 1813 niedergeschlagen, da der Herzog „nicht in den Gang der Justiz eingreifen wollte.“ Zur Erhaltung der Güter und zur Sicherung der Gläubiger war eine Administration der Gräfllich Bentinckschen Güter eingesetzt. Kniphausen war mit Jever zusammen durch Rußland an Oldenburg gekommen und harrete des endgiltigen Schiedsspruches durch den Kongreß. Daß der zudem von Natur heftige Mann die äußersten Anstrengungen machte, wieder in seinen alten Besitz zu kommen, ist begreiflich. Daß er sich aber in beleidigenden Äußerungen gegen den Herzog und in anmaßenden Proklamationen erging, daß er Prediger und Amtmann in Kniphausen ernannte, trotzdem



er dort zur Zeit keine Hoheitsrechte ausübte, ist nicht zu billigen. Der Herzog verlor trotzdem die ruhige Auffassung nicht. Noch am 12. November schrieb er an von Malkahn: „Daß ihm (dem Grafen) über Kniphausen Recht widerfahren möge, wünsche ich sehr, daß er aber die Sachen so eingeleitet hat, daß sie weiter so nicht fortbauern können, muß ein jeder einsehen.“

In Wien war der Graf Bentinck gleichzeitig mit Malkahn anwesend. Er entfaltete eine außerordentlich rege Thätigkeit. Er suchte bei der Großfürstin Zutritt zu erlangen, aber vergebens. Er richtete ein Schreiben an sie; aber es blieb unbeantwortet. Nun machte er den Versuch, durch Vermittlung der Großfürstin Marie das Schreiben an die richtige Adresse zu bringen; aber auch hier hatte er keinen Erfolg. Dazu wurde der Kaiser von Rußland, wie der Graf Nesselrode gegen Malkahn klagte, „unaufhörlich mit Supplikationen von dem Grafen Bentinck angetreten.“ Eine Stütze fand der Graf dabei an dem Freiherrn von Stein, der offenbar der Ansicht gewesen ist, dem Bareler Grafen sei unrecht geschehen. Malkahn nennt ihn in einem Schreiben an den Herzog geradezu „den Mann, der sich für den Grafen so lebhaft interessiert.“ Einige Wochen später, nachdem die fortgesetzten Treibereien des Grafen eine Darlegung der in Betracht kommenden Verhältnisse von seiten Oldenburgs hervorgerufen hatten, konnte er allerdings schreiben: „Graf Bentinck scheint bei dem Herrn von Stein nicht mehr den Schutz zu finden wie ehemals.“

Unter all diesen Umständen ist es begreiflich, daß sowohl die Großfürstin als auch der Herr von Malkahn wiederholt den Wunsch äußerten, der Herzog möge persönlich in Wien erscheinen. Unter dem 30. Oktober 1814 schreibt der Gesandte: „Für Ew. Herzogl. Durchlaucht Privatinteresse ist es unbezweifelt, daß Höchst Ihre persönliche Gegenwart ganz anders wirken müßte, als alle übrigen Negotiationen. Nicht allein, daß Höchstihnen die Thren und Thüren nicht so verschlossen werden dürften, als mir etc.“ In demselben Schreiben konnte er eine Aeußerung der Großfürstin mitteilen: „Daß es vielleicht besser gewesen sein möchte, wenn Ew. Herzogl. Durchlaucht in



Person hier in Wien erschienen wären.“ Der Herzog von Coburg hatte sich in demselben Sinne geäußert, wohingegen der Herzog von Weimar geurteilt hatte: „Ach, was hat Ihr Herzog gescheut gethan, daß er nicht hierhergekommen ist.“

Der Herzog aber blieb bei seiner Ansicht. „Wenn Sie (die Großfürstin) meint, daß meine Gegenwart von Nutzen hätte sein können,“ schreibt er am 12. November, „so glaube ich, daß sie sehr irrt. Ich habe vielleicht zu keiner Zeit einen größeren Beweis von Mäßigung und Vorsicht gegeben.“ Und einige Monate später, am 22. Januar 1815, giebt er seiner Ueberzeugung dahin Ausdruck, daß seine Gegenwart „nicht angenehm, seinen eigenen Angelegenheiten nachteilig und seinem Vaterlande unnütz“ sein werde. „Nur das sehr drückende Gefühl und, wie mein Innerstes mir sagt, Unverdiente meiner individuellen Lage leitet mich und muß mich leiten und mich zwingen, meiner höheren Pflicht dies Opfer zu bringen.“ —

Schon wenige Tage nach seiner Ankunft in Wien, konnte Herr von Malkahn nicht darüber im Zweifel sein, daß Oldenburg bei weitem nicht das erhalten würde, was ihm der Zar in Aussicht gestellt hatte. Am 3. Oktober sagte ihm die Großfürstin: „Herr von Malkahn, ich rate, nehmen Sie die Territorialvergrößerung an, und lassen Sie den Zoll fahren.“ Der Herzog aber gab die Hoffnung nicht auf. Unter dem 12. November schreibt er: „Die Ehre eines Mächtigeren scheint mir indessen damit so innig verwebt, daß ich kaum ganz zweifeln mag. Uebrigens stimme ich Ihrer Meinung sehr bei, daß, wenn von einer Territorialbesitzung und dem Zoll die Rede sein sollte, die erstere immer vorzuziehen sein würde.“

Eine Audienz, die von Malkahn am 23. November bei Metternich hatte, trug dem oldenburgischen Vertreter allerdings das Versprechen ein, „daß der R. R. Hof alles anwenden würde, um die Wünsche Ew. Herzoglichen Durchlaucht in Erfüllung zu bringen.“ Eine bestimmte Zusicherung aber wurde abgelehnt.

So kam das Ende des Jahres 1814 heran, und noch war nichts entschieden. Die Angelegenheit lag vielmehr so ungünstig, daß Malkahn den Hofrat Nutzenbecher nach



Oldenburg schickte, die weiteren Befehle des Herzogs einzuholen und ihn womöglich zu einer Reise nach Wien zu veranlassen.

Am 28. Januar übersandte Oesterreich an Preußen Vorschläge wegen der zu treffenden Entschädigungen. Darunter befanden sich auch Kniphausen und Meppen. Am 12. Februar erklärte der russische Minister Kasumowsh gerade heraus, „daß Preußen sich mit Hannover oder England wegen Ostfriesland völlig verständigt habe, und daß man höchstens einen kleinen Teil Ostfrieslands noch für Ev. Herzogliche Durchlaucht erhalten könnte.“ Einige Tage später fügte er hinzu, daß man bereit sei, 6000 Seelen von Ostfriesland abzutreten. Malkahn, der übrigens bei der Gelegenheit darauf aufmerksam machte, daß durch die Abtretung von Dsnabrück oder von einem Teile desselben der Streit wegen Damme und Neuenkirchen beendet werden könnte, wies vergebens darauf hin, daß der russische Kaiser versprochen habe, „die Sache mit Preußen ganz zu seiner eigenen zu machen.“ Es war ein schlechter Trost für ihn, daß am folgenden Tage die Großfürstin ihm mitteilte, es sei des Kaisers Wunsch, daß der Herzog den Titel eines Großherzogs annehme, um darin Weimar nicht nachzustehen. Die Großfürstin war klug genug, einzusehen, daß ein solcher Titel nur dann eine Erzungenschaft sei, wenn er entweder mit einer gehörigen Ländervergrößerung oder mit wesentlichen Vorzügen bei der künftigen deutschen Konstitution verbunden wäre. Malkahn war derselben Ansicht. Es ist wahrscheinlich, daß der Graf Nesselrode dem Kaiser diese Idee eingegeben hat, nachdem er alles übrige hatte fallen lassen. Der Zar war der Meinung, daß der Herzog den Titel gewünscht hätte. Das ergibt sich aus einer Aeußerung zu seiner Schwester, der Großfürstin Catharina.

Nachdem so alle Hoffnungen auf den erwarteten Länderzuwachs zunichte geworden waren, bemühten sich die Großfürstin und Herr von Malkahn auf das eifrigste, anderweitige Landentschädigung aussindig zu machen und wenigstens eine Verlängerung des Zolles zu erzielen. Herr von Malkahn wünschte das Amt Friedeburg und Dsnabrück. Die Großfürstin, die als kluge Frau einsah, „daß binnen weniger Jahre eine Krisis in den europäischen



Angelegenheiten unvermeidlich sei," und die befürchtete, daß Deutschland dann unter zwei oder einige Herren geteilt werden möchte, hatte gar den Plan, dem Herzoge eine westindische Insel zu verschaffen, „die schon jetzt als Handelskolonie wertvoll sein würde und später ein Zufluchtsort sein könnte.“ Als Malkahn sich ablehnend verhielt, richtete sie sein Augenmerk auf die jonische Republik.

Daß solche phantastische Pläne nicht verwirklicht werden konnten, ist klar. Viel wichtiger war die Zusage Preußens, das übrigens auf Aniphausen bereits verzichtet hatte, von seinen überrheinischen Besitzungen ein Stück abzutreten, für das man durch Vertauschung ein Oldenburg benachbartes Land zu erhalten hoffte. Malkahn dachte dabei an Meppen, das der Herzog von Aremberg vielleicht für jene überrheinischen Besitzungen hergeben würde.

Was den Weserzoll anbelangt, so wollte Bremen als Entschädigung einen 7jährigen Ertrag zahlen.

Mit schwerem Herzen hatte Malkahn alle diese Dinge nach Oldenburg gemeldet. Der Herzog war auf das höchste entrüstet. „Augenscheinlich sollen wir mit den Ueberbleibseln dessen abgefunden werden, was uns bestimmt war," schreibt er am 6. März an Malkahn. Es entging ihm nicht, wie verhängnisvoll es werden konnte, ganz von Hannover umschlossen zu sein: „Ein Blick auf die Karte wird zeigen, was uns bevorsteht, was aus unserem Handel werden kann. — Schon haben wir Unannehmlichkeiten mit unserem Nachbar wegen eigenmächtigen Benehmens; was wird es nicht künftig werden!" — Er wünschte, Rußland möge erklären, daß der Kaiser „in ein Arrangement für Hannover nicht willigen könne, welches seine künftige Dazwischenkunft wegen seines Hauses unvermeidlich machen würde.“ (13. März.)

Daß der Kaiser, „der uns zwei Provinzen verspricht und uns ein Kirchspiel anbietet," ihm den Titel eines Großherzogs zuwenden wollte, erregte seinen lebhaften Unwillen und er schreibt die schönen Worte: „Zu keiner Zeit ist hiervon ein Wort über meine Zunge gekommen oder eine Silbe geschrieben worden. — Vorzüglich Wert lege ich auf den Titel, den ich trage; es ist der älteste in der



deutschen Verfassung, sowie mein Haus eines der bekanntesten derselben. Könnte ich, wie Heinrich der Löwe, Einfluß auf diese Verfassung haben, (ein) wohlthätiger sollte er sein; eine andere Benennung wünschte ich nicht.“

In einem späteren Schreiben (vom 27. April) heißt es: „— und demnächst in nichts Wort halten, nicht einmal in dem Zoll, und uns einen Titel aufbürden wollen, ist doch über alle Erwartung“. Um den Nachteil, den die völlige Einschließung des Herzogtums durch Hannover im Gefolge haben würde, möglichst abzuwenden, richtete er ein Schreiben an den russischen Kaiser; gleichzeitig lehnte er den großherzoglichen Titel bestimmt ab.

Unter dem Eindrucke der Nachricht von der Flucht Napoleons aus Elba, die eine Beschleunigung der Wiener Beratungen veranlaßte, war die Entscheidung jedoch bereits gefallen.

Am 2. April trug der Graf Rasumowsky dem Kaiser die oldenburgische Angelegenheit vor, wobei er von der Großfürstin durch ein Billet unterstützt wurde. Am folgenden Tage wurde Maltzahn von dem Ergebnis in Kenntniß gesetzt. Außer 5000 Seelen, die Hannover an Oldenburg abgeben wolle, würden dem Herzog noch 20 000 Seelen am Rhein „zugebilligt werden“. Dabei wurde es als Absicht hingestellt „de Vous assigner un territoire contigu aux d'états de Msgr. le Duc“ (Ihnen ein Gebiet anzuweisen, benachbart den Staaten des Herzogs). Gleichzeitig teilte die Großfürstin mit, daß der Kaiser darauf bestehe, der Herzog möge den großherzoglichen Titel annehmen, ebenso wie Mecklenburg und Weimar. Sie fügte hinzu: „es würden allerdings Vorzüge damit bei der deutschen Constitution verbunden sein“. (Das aber war schließlich auch nicht der Fall.)

Die folgenden Verhandlungen beziehen sich fast lediglich auf den großherzoglichen Titel. Nach dem Berichte von Maltzahns „ging der Kaiser nicht von der Idee ab. Die Großfürstin billigte vollkommen den ablehnenden Standpunkt des Herzogs. Noch am 13. April sagte sie zu Maltzahn: „Si j'étois à la place du Duc, je n'accepterai pas“ (wenn ich in der Stelle des Herzogs wäre, würde ich nicht annehmen), und als der Gesandte seiner Be-



fürchtung, der Kaiser möge sich dadurch beleidigt fühlen, Ausdruck gab, fand sie noch deutlichere Worte ihres Unwillens. Als sie von dem Briefe des Herzogs an den Kaiser Kenntnis erlangt hatte, sagte sie zu Malkahn, „daß, wenn solches möglich wäre, ihre Verehrung für den Herzog durch Ablehnung des großherzoglichen Titels noch vermehrt sein würde.“ (8. Mai.) Auch dem Herzog von Coburg gegenüber äußerte sie, „daß Höchstdieselben den Titel bestimmt abgelehnt hätten“. (12. Mai.) Der Herr von Malkahn nahm eine etwas abweichende Stellung ein. Er hoffte noch immer, es würden mit dem neuen Titel auch wesentliche Vorteile verbunden sein. Auch befürchtete er, die neuen Großherzöge möchten für die Zukunft Vorzüge haben. Es wurde schließlich doch ein Ausweg gefunden und eine Form festgestellt, die auch dem Herzog annehmbar sein mußte. In einer Unterredung, die Malkahn am 28. Mai mit Rasumowſky und der Großfürstin hatte, einigte man sich darin, in dem Protokolle nur die Bereitwilligkeit der Monarchen auszudrücken, den Herzog als Großherzog anzuerkennen. Es würde dann ja noch im Belieben des Herzogs stehen, den Titel anzunehmen oder nicht.

Am 29. Mai stellte Preußen beim Kongreß den Antrag, Mecklenburg zum Großherzogtum zu erheben. Nach diesem Antrage des Fürsten Hardenberg erklärte der Vertreter Rußlands „daß er in diesem Falle darauf antragen müsse, dem Herzoglich oldenburgischen Hause dieselbe Würde zu erteilen, obgleich er wisse, daß der Herzog diesen Titel nicht wünschten“. Hardenberg war diesem Antrage nicht geneigt, wenigstens scheint dies aus seiner Rückäußerung hervorzugehen, „daß dann noch mehrere denselben Wunsch hegen würden“.

Am folgenden Tage fragte Malkahn den Vertreter Rußlands, ob der Brief des Herzogs, in dem sich derselbe den Titel so bestimmt verbitte, dem Kaiser nicht vorgelegt sei. Der Fürst bejahte dies, setzte aber hinzu, „daß der Kaiser darauf geäußert habe, daß Allerhöchstderselbe die Annahme desselben dennoch wünschten, und er (der Fürst) müsse also diesem Befehle Folge leisten“.



Aus dem allen ergiebt sich, daß es dem Zaren nicht darum zu thun war, durch den großherzoglichen Titel dem oldenburgischen Fürstenhause einen Vorteil zuzuwenden, sondern daß es ihm persönlich schmeichelte, wenn seine Verwandten eine höhere Rangstufe einnahmen.

Die Politik der drei Großmächte erscheint Oldenburg gegenüber in einem höchst ungünstigen Lichte. Der russische Kaiser war zu unbeständig, verlangte auch für Rußland zu viel, als daß er für Oldenburg hätte wirksam eintreten können; zudem versäumte er es, die oldenburgische Angelegenheit gleichzeitig mit der sächsischen und polnischen zu regeln. Preußen war mit seiner eigenen Entschädigung nicht zufrieden und wurde deshalb wortbrüchig. Schwerer zu verstehen ist das Benehmen Oesterreichs. Ob sein Verhalten durch die Verlobung der Großfürstin, die man anfangs dem Erzherzog Karl zugedacht hatte, mit dem Kronprinzen von Württemberg, ungünstig beeinflusst wurde, läßt sich aus den Gesandtschaftsberichten nicht ersehen. Die Wahrscheinlichkeit spricht allerdings dafür.\*)

Im oldenburger Lande war man über den Mißerfolg auf dem Wiener Congreß sehr verstimmt, und es fehlte nicht an Leuten, die der Ansicht waren, der Herzog habe Ostfriesland wohl erwerben können, er habe es aber nicht gewollt. Die Hoffnung, die man anfangs hegte, die neuen rheinischen Besitzungen würden gegen günstiger gelegenes preußisches Gebiet vertauscht werden, ging nicht in Erfüllung, obgleich Hardenberg sich Malzahn gegenüber dahin geäußert hatte, „daß man alles thun wolle, um die Abtretungen so nahe als möglich zu bewirken.“

Die Verstimmung des Herzogs aber kam am deutlichsten darin zum Ausdruck, daß er den großherzoglichen Titel niemals führte.

---

\*) Mügenbecher erwähnt in seinen Aufzeichnungen über den Wiener Congreß (Zahrbuch V, 2), er habe das Gerücht von der bevorstehenden Verbindung der Großfürstin mit dem Kronprinzen von Württemberg an den Herzog berichtet. In den Gesandtschaftsberichten fehlt dies Schreiben.





### 5. Landesväterliche Regierung nach der Fremdherrschaft.

Am 1. Dezember 1813 erließ der Herzog das Patent über die Beendigung der französischen Interimsregierung. Es wurde eine provisorische Regierungskommission niedergesetzt, dabei aber wurden die zur Zeit bestehenden Obriheiten vorläufig beibehalten.

Eine Vergrößerung erfuhr das Herzogtum bald darauf durch den Erwerb von Zeber, das der Kaiser von Rußland dem Herzog von Oldenburg vorläufig zur Verwaltung und Benutzung übertrug.

Die landesherrliche Bekanntmachung wegen Uebernahme der Landes-Administration in der Herrschaft Zeber ist datiert vom 28. Dezember 1813. Nachdem darin die verschiedenen Behörden bestätigt, jedoch so, „daß die Ausfertigungen im Namen Sr. Kaiserl. Majestät geschehen,“ und nachdem wegen der Amtsbezeichnung der noch aus der französischen Zeit stammenden Behörden das Nötige verfügt ist, heißt es zum Schluß:

„Dasselbe Wohlwollen, dieselbe väterliche Zuneigung, die Wir gegen unsere Unterthanen hegen, werden wir auch den Bewohnern der Unserer Administration anvertrauten Herrschaft Zeber erzeigen und ihnen bei jeder Gelegenheit davon Beweise zu geben, Uns angelegen sein lassen. Dagegen aber erwarten Wir auch von dem guten Geiste der Zeberaner, daß sie willig und gerne Unsere Anordnungen gehorsamen und sich beeifern werden, ihre Anhänglichkeit an der Sache des deutschen Vaterlandes zu bethätigen.“

Die Abgaben, die die Franzosen in Oldenburg eingeführt hatten, wurden fast sämtlich wieder aufgehoben. In der französischen Zeit war es erlaubt gewesen, die geschlossenen Bauerngüter zu zerstückeln. Das wurde nun untersagt, und gewiß im Interesse eines gesunden Bauernstandes. In besonderen Fällen konnte übrigens die Erlaubnis nach wie vor erteilt werden. Zur Inspektion der Gemeinden und ihrer Verwaltung wurde ein Obergemeinderat bestellt. Im Interesse eines gesunden Verhältnisses zwischen Kirche und Staat wurde die Kommission für die römisch-katholisch geistlichen Angelegenheiten aufs neue hergestellt.



Ein neues Strafgesetzbuch erschien. Durch eine Verordnung vom 10. März 1814 wurden die lehn- und gutherrlichen Verhältnisse zwar wieder hergestellt; es wurde jedoch bestimmt, sie in nächster Zeit einer Revision und Modifikation zu unterziehen.

Die alte Einteilung des Herzogtums hatte sich überlebt; es wurde deshalb nach der französischen Zeit eine neue angeordnet. Das Herzogtum wurde nunmehr eingeteilt in 7 Kreise und 24 Ämter. Jedes Kirchspiel erhielt einen Vogt, jedes Amt einen Auditor. Die Kreise waren Oldenburg, Neuenburg, Ovelgönne, Delmenhorst, Wechta, Cloppenburg, Zeber.

Was die Rechtspflege anbelangt, so trafen die Ämter Entscheidungen in Rechtsjachen bis zu 25 Thalern Wert und vollzogen die Urteile der Land- und Obergerichte.

Das Kabinettsministerium wurde erst 1821 aus 2 Geheimräten gebildet; bis dahin hatte der Herzog in wichtigen Angelegenheiten der Regierung und Kammer selbst präsidirt. Der Herzog berief nunmehr den Geheimen Rat Freiherrn v. Brandenstein und den Geheimen Rat v. Berg. Ersterer war früher Landvogt in Delmenhorst, letzterer im hannoverschen Staatsdienste und oldenburgischer Bundestagsgesandter in Frankfurt gewesen. Jeder, der sich durch die Verfügungen der Oberbehörden verletzt glaubte, konnte sich an das Kabinettsministerium wenden. Ausgenommen waren dabei natürlich Justizjachen.

Die herzogliche Kammer sorgte für Verteilung und Hebung der öffentlichen Abgaben, für Zölle, Accisen und Domänenverwaltung; sie hatte die Aufsicht über Landesökonomie, Forsten, Jagden, Torfstechereien, Handel und Schifffahrt, Rechnungswesen der Gemeinden, Deichwesen, Bauten, Wege, Posten, Vermessungen, Münzjachen, Kassajachen und Brandversicherungsjachen.

In Rechtsangelegenheiten war das Oberappellationsgericht die höchste Instanz.

Kirche und Schule verwaltete das protestantische Konsistorium, dem das in Zeber untergeordnet war. Das Konsistorium konnte auch auf Scheidung der Ehe oder auf Aufhebung eines Verlöbnißes erkennen.





Die Kommission der römisch-katholischen geistlichen An-  
gelegenheiten verdient eine nähere Betrachtung. Sie be-  
stand aus dem Generalbechanten, Advocatus piarum causa-  
rum, sowie einigen protestantischen und katholischen Mit-  
gliedern. Diese Kommission hatte die Rechte des Landes-  
herrn und sein Patronatsrecht wahrzunehmen und die  
Aufsicht zu führen über Kirchen- und Schul-Vermögen so-  
wie über das Vermögen der geistlichen Stiftungen. Auch  
beaufsichtigte sie die Kirchenarchive sowie die verschiedenen  
Register, die die Geistlichen zu führen hatten.

Das Armenwesen unterstand nach wie vor dem General-  
direktorium mit seinen Spezialdirektionen. Da diese Be-  
hörde auch die Aufsicht über die Industrieschulen und  
Zangsarbeitsanstalten der beiden Konfessionen hatte, so  
ist es natürlich, daß auch die Advokaten der frommen Stif-  
tungen, sowohl der Protestanten als der Katholiken, ihren  
Platz darin hatten.

Für die Geschäfte der Witwen-, Waisen- und Leib-  
renten sorgte eine besondere Direktion.

Die Verpflegung des Militärs leitete die Militär-  
kommission, die auch die militärische Rechtsprechung hatte.  
Eine Appellation gegen ihren Spruch ging an die Justiz-  
kanzlei.

Das Zollwesen wurde am 1. August 1815 geregelt, und  
man darf sagen, daß die Zölle in keinem anderen deutschen  
Staate mäßiger waren. Im Interesse des Kleinhandels  
wurde das Hausierwesen beschränkt. Der überseeische Han-  
del wurde gefördert durch Anstellung von Konsuln. Auch  
erhielt das Postwesen Verbesserung.

Die deutsche Bundesakte vom 8. Juni 1815 bestimmte,  
daß Oldenburg zusammen mit Anhalt und Schwarzburg  
die 15. Stimme in der Bundesverwaltung und die 20. im  
Plenum erhielt. Der Vertreter Oldenburgs war der schon  
genannte Oberappellationsgerichtspräsident v. Berg. (Zu  
löste im Jahre 1821 der Kammerherr v. Both ab.) Er  
nahm zusammen mit dem Hofrat Wibel am 18. April  
1817 das Fürstentum Birkenfeld für den Herzog Peter in  
Besitz. Es fehlte in der nächsten Zeit nicht an unfreund-  
lichen Urteilen in der Presse, die die Stimmung der Birken-  
felder Oldenburg gegenüber möglichst ungünstig darstellten.



Aber schon am nächsten Geburtstag des Herzogs ließen die Birkenfelder durch ihre Regierung eine Adresse überreichen, worin sie ihn baten, die Ansichten und Urteile, die in den „Rheinischen Blättern“ ausgesprochen waren, nicht für die ihrigen zu halten. Das Ganze sei nur „eine verleumderische Zeitungspekulation“.

Artikel 13 der deutschen Bundesverfassung bestimmte, es sollte in allen deutschen Staaten eine landständische Verfassung hergestellt werden. Diese zu schaffen, war auch der Herzog Peter redlich bemüht. Der Vertreter Oldenburgs am Bundestage, v. Berg, gab in der 26. Sitzung eine Erklärung ab, worin es heißt: „Für die oldenburgischen Lande, bei welchen gleichfalls zum Teil neu berichtigte Territorial-Verhältnisse zu berücksichtigen sind, ist die landständische Verfassung durchaus neu, und es fordert reife Ueberlegung, um eine heilsame Einwirkung der verschiedenen Klassen der Staatsbürger zweckmäßig und dauernd zu ordnen. Vieles ist bereits vorgearbeitet, und ich zweifle nicht, daß die Bemühungen Seiner Herzoglichen Durchlaucht bald mit erwünschtem Erfolge gekrönt sein werden.“

Zu Lebzeiten des Herzogs kam es indessen noch nicht zu einer landständischen Verfassung.

Groß war das Ansehen, das der Herzog in den patriotisch gesinnten Kreisen Deutschlands genoß. Wenn die Studenten in ihrem Spottliede von den meisten deutschen Fürsten nichts Gutes zu sagen wußten, so hieß es von dem oldenburgischen Herzog doch nur:

„Herzog Peter Friedrich Ludwig  
War bis jetzt noch immer ruhig,  
Endlich muß' er sich bemühen,  
Demagogen einzuziehn,  
Auf die neue Mode.“

Mancherlei Erbschaften des alten Reiches hatte auch Oldenburg zu übernehmen. Bei der Verteilung der Pensionisten des ehemaligen Reichskammergerichtes fielen an Oldenburg ein Notar und ein Bote, jeder bekam ein Pension von 200 fl., angerechnet vom 1. Juli 1817.

Von der Schwäche des neuen Staatenwesens sollte Oldenburg bald einen Beweis haben; der Schiffskapitän



Cassens aus Horumerfiel war den Seeräubern von Tunis in die Hände gefallen. Er befand sich mit seinem Matrosen Johann Adolph in einem Gefängnisse, dessen Insassen zur Besatzung eines Hamburgischen und eines Bremer Schiffes gehörten. Fünf Mann der Besatzung des Bremer Schiffes waren ebenfalls Oldenburger. Der deutsche Bund war nicht imstande, seinen Angehörigen zu helfen, die in der kläglichsten Lage waren. Der Herzog war genötigt, die Regierungen in London und Paris um ihre Hilfe anzugehen, die denn auch nicht ausblieb.

Das Elend der französischen Zeit hatte das einst so blühende oldenburger Land in große Schulden gestürzt. Im Jahre 1815 waren folgende, äußerst verwickelte Schuldenmassen vorhanden: 1) Die Schulden der im Jahre 1808 errichteten, zur Bestreitung der Truppen-Verpflegungskosten bestimmten Vermögenssteuerkasse im Betrage von 550,000 Rthlrn. 2) Die Schulden der im Jahre 1807 zu demselben Zwecke für die Erbherrschaft Jever errichteten Kriegskasse (15,000 Rthlr.). 3) Die während der Verbindung Oldenburgs und Jeverlands mit dem französischen Kaiserreiche entstandenen, noch unerfüllten Kommune-, Kantons- und Arrondissements-Verbindlichkeiten (350,000 Rthlr.) 4) Die im Kriege von 1813/14 und 5) die im Feldzuge 1815 entstandenen Truppenverpflegungsschulden (200,000 Rthlr.) Zur Tilgung dieser Summen stellte der Herzog ein Kapital von 100,000 Rthlr. zur Verfügung der herzoglichen Regierung und vermehrte dasselbe noch durch einen unverzinslichen Vorschuß von 90,000 Rthlr. Die Grundsätze, nach denen die Schulden getilgt werden sollten, wurden festgestellt, eine Kommission wurde ernannt und eine Kriegs- und Ausgleichsabgabe über Jever und Oldenburg ausgeschrieben. Am Schlusse eines jeden Halbjahres wurde der Stand der Schuldentilgung öffentlich bekannt gemacht, und schon nach kaum 3 Jahren konnte die Hebung der Kriegs- und Ausgleichsabgabe eingestellt werden.

Aus den französischen Kontributionsgeldern gründete der Herzog die neuen Strafanstalten. Das Kloster zu Wechta wurde ein Strafärbeitshaus. Das ehemalige Zeughaus wurde zum Zuchthause bestimmt. Auch andere Gefängnisse wurden verbessert oder neu gebaut.



Das Zuchthaus in Oldenburg war nunmehr zu entbehren. Man bestimmte es für die öffentliche Bibliothek. Dieselbe bekam die Einkünfte des Regierungsblattes, der politischen Zeitung, des Staatskalenders und der oldenburgischen Blätter. Die Redaktion dieser Blätter lag in der Hand des Bibliothekars und des Rustos. In einem Nebengebäude fand eine Antikensammlung von Gypsabgüssen sowie die Gemäldesammlung Platz. Zur selben Zeit wurden auch die Gymnasien in Oldenburg, Zeven und Cutin verbessert. In Wildeshausen wurde eine Taubstummenanstalt eingerichtet. (16. Mai 1820.)

Schon Ende des Jahres hatte die Anstalt 5 Knaben und 1 Mädchen. Der Lehrer derselben, Heumann, hatte sich auf Kosten des Herzogs zuvor 2 Jahre in der berühmten schleswigischen Taubstummenanstalt aufgehalten, die von den Professoren Pfingsten und Heusen geleitet wurde und mehr als 100 Zöglinge zählte. Zu dem Fonds der Anstalt hatte der Herzog 6000 Rthlr. bewilligt; eine veranstaltete Kollekte hatte 2224 Rthlr. erbracht. Die Zöglinge wurden täglich 6 Stunden unterrichtet und in den Freistunden angemessen durch Arbeit und Spiel beschäftigt. Der Erfolg schon des ersten Jahres übertraf die kühnsten Erwartungen. Die Zöglinge machten außerordentliche Fortschritte, und Eltern, die ihre unglücklichen Kinder wiedersehen, weinten Freudenthränen.

Auch einer Verbesserung der Medizinalpflege wandte der Herzog seine Aufmerksamkeit zu. Jeder Kreis erhielt einen Physikus. Die angehenden Aerzte, Tierärzte und Apotheker, sowie die Hebammen wurden von dem Oldenburger Collegium medicum geprüft. Diese Behörde erstattete auch Gutachten über arzneiwissenschaftliche Dinge, soweit solche durch Gericht und Polizei verlangt wurden. Die Schutzblatternimpfung, die ja am Ende des Jahrhunderts eine stets wachsende Zahl von Gegnern findet, wurde allgemein angeordnet. Auf der Insel Wangerooge wurde ein Seebad gegründet (1819). Die vormalige Kaserne wurde in ein Badehaus verwandelt, in dem auch dem Arzte und dem Apotheker, die während der Badezeit auf der Insel verweilten, Wohnung verschafft wurde. Im ersten Jahre machte es keine geringen Schwierigkeiten,





das nötige Wasser in Fässern nach dem Badehause zu schaffen. Bald aber wurde durch ein Druckwerk und eine hölzerne Leitung Wandel herbeigeführt. Im Jahre 1823 baute die Regierung ein neues Badehaus, während das alte zu Logierstuben eingerichtet wurde. Später wurden noch andere Gebäude, namentlich ein Logierhaus, aufgeführt.

Auf dem Moore und auf der Geest wurde neuen Anbauern Gelegenheit gegeben, sich Besitz zu erwerben. Moorfümpfe wurden trocken gelegt, die Gemeinheiten wurden verteilt. Damals entstanden die Dörfer Augusthausen (1820), Abelheide (1817), Petersfelde u. a. m.

Neue Holzungen wurden angelegt. Im Münsterlande stand dem Herzog ein Markendrittel zu. Dasselbe wurde an neue Anbauer verteilt. Um diese Zeit wurden auch die Schulen mit Ländereien versehen.

Auch den Wasserbauten wurde große Aufmerksamkeit gewidmet. Man hatte im ganzen Nordwesten Deutschlands damals vorzügliche Wasserbauverständige. Das hatten auch die Franzosen anerkannt und in den hanseatischen Departements diesen Beamten nicht nur eine große Selbstständigkeit eingeräumt, sondern auch den Rat der Wasserbaukundigen eingeholt, als es galt, die Ueberschwemmungen der Loire zu verhüten. Nach der Vereinigung Jever's mit Oldenburg wurde an dessen Küste in derselben Weise gearbeitet wie an der alt-oldenburgischen Küste. Es entstanden damals der Abelheidsgroden (1821—23) und der Katharinengroden (1822), sowie der Neu-Wapeler Groden an der Jade. Für Butjadingen war namentlich wichtig die Anlage des neuen Fedderwarder Siels (1823), der nicht nur den Anwuchs des Vorlandes begünstigte und den Seeschiffen einen Nothafen bot, sondern auch für die Ab- und Zuwässerung des Stad- und Butjadingerlandes von der größten Bedeutung war. Es ist nicht uninteressant, daß man damals von der Zukunft den Bau eines tiefen Kanals von Brake nach der Jade erwartete, der nicht nur den Schiffen das schwierige Fahrwasser der Weser entbehrlich machen, sondern auch die Moore am linken Ufer der Hunte entwässern würde. Die Unterweserkorrektion hat solche Pläne inzwischen überholt.



Auch der Wegebau machte Fortschritte. Zwar kam es noch nicht zu einem eigentlichen Chauffeebau; doch wurden die Sand- und Moorwege durch Aufschütten des groben Sandes sehr verbessert. Damals wurde die Poststraße nach Ostfriesland (über Zwischenahn und Delmenhorst) gerade und trocken gelegt. Auch die Hauptstadt des Landes erhielt ein besseres Pflaster. Die Einkünfte aus dem Kartensstempel, sowie die Rekognition der fremden Kaufleute, welche die Oldenburger Märkte besuchten, wurden der Cassenerleuchtung überwiesen.

Große Schwierigkeiten machte es auch, die alten „Bannmüller“ zu entschädigen, nachdem die Bann- und Zwangsrechte, die bereits von den Franzosen beseitigt waren, auch von der herzoglichen Regierung nicht wiederhergestellt worden. In der französischen Zeit waren neue Mühlen erbaut. Es gelang schließlich, durch besondere Kommissionen die Rechte der neuen Müller und die Entschädigungsansprüche der alten Bannmüller festzustellen.

Auch die Städte wurden bei der Neuordnung aller Verhältnisse nicht vergessen. Die Stadt Oldenburg erhielt die Kompetenz eines Amtes und eines Landgerichts. Der Syndikus verwaltete die Rechte des Amtes, das Stadtgericht die landgerichtlichen. Das Stadtgericht bestand aus dem ersten Bürgermeister, zwei Ratsherren und dem Syndikus. Die Ernennungen dazu erfolgten durch den Herzog.

Zeever, bisher eine Stadt zweiter Klasse, erhielt eine neue Stadtordnung. Der Magistrat hatte die Kompetenz eines Amtes.

Die Städte dritter Klasse, Wildeshausen, Wechta, Cloppenburg mit Krapendorf sowie Friesoythe, erhielten ebenfalls gleiche Stadtordnungen.

Von besonderer Bedeutung ist das Jahr 1823. Am 2. Juli starb auf dem Schlosse zu Plön der geistesranke Herzog Peter Friedrich Wilhelm. Am 14. August 1823 wurde das kaiserliche Patent publiziert, welches die Zeveraner, die schon seit 1818 von Oldenburg regiert wurden, ihrer Pflichten gegen Rußland entband und sie dem Herzog von Oldenburg überwies. Gleichzeitig erging ein herzogliches Patent, wodurch die Erbherrschaft



Zever feierlich in Besitz genommen wurde. Zu dem Zwecke begaben sich der Minister von Brandenstein und der Regierungsrat Jürgens nach Zever, wo die Erbhuldigung feierlich vollzogen wurde.

Am 14. Dezember 1823 feierte das Oldenburger Land das 50jährige Bestehen seiner neuen Dynastie. In der Hauptstadt wurde der festliche Tag durch Kanonensalven und durch Gewehrsalven der Garnison angekündigt. Der Singverein, der 2 Jahre zuvor, am 25. Juni 1821, gegründet worden war, trug beim Gottesdienste feierliche Hymnen vor. Nach dem Gottesdienste empfing der Herzog Deputationen aus Zever und Rastede, so daß sich die Vertreter der alten Grafschaft und der neu erworbenen Landesteile vereinigten. Unter den Deputierten war auch der 85jährige Johann Anton Peters aus Fede, der schon vor 50 Jahren als Landesbeeidigter an der Huldigung teilgenommen hatte. Der Herzog gab auf dem Schlosse ein glänzendes Diner, zu dem auch die Deputierten gezogen wurden. Als wichtigstes Geschenk jenes Tages ist die „Kurz gefaßte oldenburgische Chronik“ von Kunde zu erwähnen. Ferner ist als Jubiläumsgabe anzusehen „Handbuch einer historisch-statistisch-geographischen Beschreibung des Herzogtums Oldenburg samt der Erbherrschaft Zever und der beiden Fürstentümer Lübeck und Birkenfeld von Ludwig Kohli“. Dieses Werk, von dem der erste Band im Jahre 1824, der zweite 1825 erschien, bringt eine Fülle von Material und wird trotz einzelner Irrtümer und Mängel einen dauernden Wert behalten. „Indessen halte ich keineswegs meine Arbeit von allen Mängeln und Fehlern frei,“ sagt der Verfasser selbst in der Vorrede, „wohl wissend, daß selbige bei derartigen Schriften fast ganz unvermeidlich sind.“

Eine kurze Darstellung verdient das Verhältnis Oldenburgs zu dem Grafen Bentinck. Es kostete lange Verhandlungen, bis endlich durch Vermittelung von Rußland, Preußen und Oesterreich das Verhältnis Knipphausens zu Oldenburg geregelt wurde. Es geschah dies durch die Konvention vom 8. Juni 1825. Der Bundestag garantierte den Vertrag (9. März 1826). Der Graf behielt die volle Landeshoheit über Knipphausen, das etwa 2900 Ein-



wohner zählte, und dessen Boden fast ganz sein Eigentum war. Er hatte das Recht, eine eigene Flagge zu führen, die auch in fremden Seehäfen anerkannt wurde. Die indirekten Abgaben waren die gleichen wie in Oldenburg. Der Graf schrieb die Steuern aus und erhob dieselben als Landesherr. Er mußte jedoch nach Maßgabe der Größe seines Landes zu den Kosten des deutschen Bundes beitragen. Die Hoheit, wie sie früher bei Kaiser und Reich gewesen war, ging auf den Herzog von Oldenburg über. An die Stelle des Reichsgerichtes trat das Oberappellationsgericht zu Oldenburg. Am 31. Juli 1826 wurde dem Grafen Kniphausen wieder übergeben.

Gegen Ende der Regierung des Herzogs Peter betrug die Bevölkerung des oldenburger Landes 210 000 Seelen. Oldenburg war damals nach Pommern und Mecklenburg-Schwerin derjenige deutsche Staat, der die dünnste Bevölkerung aufzuweisen hatte. Darunter waren etwa 60 000 Katholiken und 500 Juden. Man zählte damals im Großherzogtum 9 Städte, 10 Flecken, 776 Bauerschaften, Dörfer und Weiler. Die Einkünfte des Staates — einschließlich der Einkünfte der holsteinischen Fideikommissgüter — betragen nicht über 800 000 Thaler Gold. Das Militär war in 2 Bataillonen 1600 Mann stark.

Die Stadt Oldenburg hatte in den letzten Regierungsjahren des Herzogs kaum 6000 Einwohner. Schon zur Zeit der Kontinentalsperre waren am Stau einige Neubauten entstanden; in dieselbe Zeit fällt auch der Anbau der Heiligengeiststraße (1811). Die Ofenerstraße, ursprünglich nur ein Richtweg nach dem Ammerländer, wurde 1816 angelegt. Die Ritterstraße, die bisher durch eine Sackgasse und durch den Garten des Herrn von Berger nach dem Stau zu abgeschlossen war, wurde nun dahin geöffnet.

Im übrigen war das Leben in der kleinen Stadt das alte, und man kann es verstehen, daß mehrere Hofbeamte und andere Städter nach der nahen Osternburg verzogen, wo sie sich um das große Wegkreuz vorn im Orte anbauten (seit 1819). Das Schloß hatte durch die Franzosenwirtschaft sehr gelitten. Es wurde deshalb in den Jahren 1817—21 einer gründlichen Ausbesserung





unterzogen und erhielt neue Wirtschaftsgebäude, die nach der Hunte zu belegen waren. Für seine Enkel, die Prinzen Peter und Alexander, erbaute der Herzog im Jahre 1820 das Palais an der Hunte. Das Gymnasium wurde 1814 in das alte „Graf Christophers Haus“ an der Mühlenstraße verlegt (jetziges Amtshaus). Am 12. Mai 1819 wurde vor dem Heiligengeistthore der Grundstein für die Infanteriekaserne gelegt. Den dritten Teil der Baukosten sollte die herrschaftliche Kasse tragen, das übrige die Stadt Oldenburg bestreiten, die zu dem Ende so viel wie nötig von ihren Gemeinheiten verkaufen würde. Die Oldenburger waren mit dem Bau der neuen Kaserne völlig einverstanden. Es wurde ihnen dadurch die Last der Einquartierung abgenommen. Zudem erblickte das anspruchslöse Geschlecht in dem neuen Gebäude „eine Zierde der Umgebung der Stadt“.

6. Geistiges Leben. Die letzten Jahre  
G. A. von Halem's.

Ein reges geistiges Leben, wie es vor der französischen Zeit in Oldenburg gewesen war, konnte sich nach derselben nicht wieder entfalten. Die Schrecken der letzten Jahre, der Notstand, der als Folge der Schreckensherrschaft in manchen Landesteilen herrschte, waren nicht dazu angethan, die Gemüther für die Gaben der Kunst empfänglich zu machen. Zudem fehlten die Hauptvertreter des litterarischen Oldenburg, Halem und der jüngere Gramberg; der erstere kam nicht wieder nach Oldenburg zurück, der andere wurde schon im Jahre 1816 nach langem Kränkeln durch einen frühen Tod hinweggerafft. Ein Nachwuchs war nicht vorhanden. So sind denn die nächsten Jahrzehnte, was die Dichtkunst anbelangt, außerordentlich öde und unfruchtbar. Bei festlichen Gelegenheiten, bei den freudigen und traurigen Tagen, die das oldenburgische Fürstenhaus erlebte, fehlte der Sänger nicht selten. Oftmals war man gezwungen, Altbekanntes wieder hervorzuholen, Fremdes umzuformen, und selbst bei dem Tode des Herzogs Peter fand sich niemand, der diesem ausgezeichneten Regenten, dessen reichbewegtes Leben den Sänger doch hätte locken müssen, ein würdiges Lied gesungen hätte. Man mußte



nichts Besseres zu thun, als die Verse von J. H. Voß wieder abzudrucken.

War so von einer eigentlichen Pflege der Kunst keine Rede, so erfreute sich das Zeitschriftenwesen um so größerer Förderung. Im Jahre 1815 wurde die „Oldenburgische Zeitung“ gegründet, und im Jahre 1817 folgte die Wochen-schrift „Oldenburgische Blätter“. Beide Zeitschriften wurden redigiert von dem jüngeren von Halem und gedruckt in der Schulzeschen Buchdruckerei. Die „Oldenburgische Zeitung“ erschien wöchentlich zweimal, nämlich am Montag und Freitag. Der Preis war jährlich ein Thaler Gold. —

Wie anspruchsvoll erscheint uns der heutige Zeitungs-leser, wenn man das betrachtet, was unseren Vorfahren geboten wurde. Der Umfang einer Nummer war ein halber Bogen. Anzeigen fehlten völlig, ebenso dasjenige, was man als „lokales“ zu bezeichnen pflegt. Wenn man den geringen Umfang einer Nummer gebührend berücksichtigt, so muß man gestehen, daß der Leiter des Blattes das Mögliche bot. Aus den Hauptstädten Deutschlands und Europas wird das Wissenswerte über die fürstlichen Familien, politischen Ereignisse, Parlamentsverhandlungen u. s. w. mitgeteilt, das alles aber erst nach geraumer Frist. Der Leser hatte noch nicht das Vergnügen, daß ihm die nervenerschütternden Ereignisse aus aller Welt innerhalb Tagesfrist aufgetischt wurden: So findet sich die Nachricht von dem am 5. Mai 1821 erfolgten Tode Napoleons erst in der Nummer vom 16. Juni. Es waren also volle sechs Wochen seit dem Todestage verflossen.

Aus der „Oldenburgischen Zeitung“ erfuhren die Oldenburger auch die ersten Nachrichten über ihre Söhne im Felde. Einzelne oldenburgische Offiziere machten dem Blatte Mitteilungen, die aber recht dürr gehalten sind. Zudem mußte der Redakteur sich Auszüge aus den Berichten Wardenburgs zu verschaffen, was den oldenburgischen Oberst in keine geringe Enttäuschung versetzte. Er schreibt:\*) „Der Herzog hatte mir bei seiner Abreise nach Cutin befohlen, meine Meldungen direkt nach Oldenburg

\*) Wardenburgs handschr. Aufzeichnungen.



zu schicken, wo sie von der Militärkommission zuerst eingesehen werden sollten, um die etwa nötigen Verfügungen in betreff des Regiments nicht aufzuhalten. Ich konnte mir nicht denken, daß dies Kollegium sich anmaßen würde, von dem Inhalt dieser Meldungen, die kriegerischen Begebenheiten betreffend, ohne Vorwissen des Herzogs öffentlichen Gebrauch zu machen.“

Aus der „Oldenburgischen Zeitung“ erfuhren die Oldenburger auch Näheres über die Verfassung des deutschen Bundes und über die Verhandlungen des Bundestages, über die mit einer musterhaften Kürze berichtet wird, die sich wohlthuend abhebt von den modernen, langatmigen Parlamentsberichten. Was aus dem Herzogtum selbst geteilt wird, bezieht sich fast ausschließlich auf die herzogliche Familie. Selten nur wird über einen Oldenburger von Bedeutung etwas geschrieben, und auch dann sind es magere Notizen. Ueber den Tod des Dichters Gramberg findet sich z. B. nichts mitgeteilt.

Halem hatte das Schicksal aller Redakteure: das Publikum glaubte es besser zu verstehen als er. Indessen fürchtete er den Zorn seiner Abonnenten nicht und setzte sich mannhast zur Wehr. Seine Auslassungen geben uns ein interessantes Bild davon, wie die erste oldenburgische Zeitung hergestellt wurde. Die nächste Quelle war die „Rotterdammer Zeitung“, die früher nach Oldenburg als nach irgend einer anderen deutschen Stadt kam und ihre Nachrichten aus Londoner Quellen schöpfte. Es erschien jener Zeit als etwas Großes, daß die Londoner Nachrichten schon am sechsten Tage aus den holländischen Blättern zu erfahren waren. Die „Rotterdammer Zeitung“ wurde für die oldenburgische übersetzt und in allem, was England und die außereuropäischen Länder betraf, ausgezogen. Nachrichten über Frankreich entnahm Halem dem „Journal des débats“. Die übrigen Notizen wurden aus Hamburger, Bremer und Frankfurter Zeitungen zusammengesucht und abgekürzt. Es wurde nichts Gedrucktes zur Druckerei geliefert. Das war eine achtunggebietende Leistung, und man versteht es, daß der Herzog Peter mehrmals seine Zufriedenheit mit dem Blatt zu erkennen gab (die Auflage betrug 1827 700 Exemplare).



Das 19. Jahrhundert ist der Entwicklung des Zeitungswesens außerordentlich günstig gewesen. Die Zeitung wurde mehr und mehr ein Bedürfnis der Leser, und die Errungenschaften der Neuzeit räumten immer mehr mit den Hindernissen auf, die Raum und Zeit ihr entgegenstellten. Die geistige Centralisation, der Deutschland leider auf allen Gebieten verfallen ist, wird die Landespresse niemals entbehrlich machen. Verhängnisvoll geworden ist sie dagegen dem Zeitschriftenwesen. Das erkennt man, wenn man die „Oldenburgischen Blätter“ ins Auge faßt. Alles, was oldenburgisches Leben betrifft, Geschichte, Litteratur, Altertumskunde, wirtschaftliches Leben etc. findet sich hier dargestellt, und zwar größtenteils musterhaft.

Ueber ihre Tendenz sprechen sie sich in ihrer ersten Nummer (vom 31. März 1817) folgendermaßen aus: „Die „Oldenburgischen Blätter“ sind nicht, wie so viele andere Schriften, für die Ausbreitung gelehrter Kenntnisse, auch nicht für eine bloß angenehme Unterhaltung bestimmt, sondern zum Nutzen für unsere Mitbürger, insonderheit in Rücksicht auf deren physisches und ökonomisches Wohlfsein“. Und ein andermal heißt es: „Diese Wochenchrift hat hauptsächlich den Zweck, Landwirtschaft, Haushaltungskunde, Industrie, Gewerbe, Gesundheitspflege, Kenntnis des Vaterlandes, seiner Geschichte und seiner Geseße zu befördern. Man wird jedoch, obgleich man den genannten Zweck vorzugsweise erfüllen zu können wünscht, sich deshalb nicht auf denselben allein einschränken, sondern vielmehr Wissenswürdiges aus allen Fächern ohne Ausnahme gern aufnehmen.“

Die bedeutendsten Oldenburger jener Tage beteiligten sich an den Blättern, so daß sie eine wahre Fundgrube für den Darsteller heimischen Lebens sind. Die Gegenwart hat dieser Zeitschrift, die bis 1848 bestand, leider nichts gegenüberzustellen. Bei der heutigen Entwicklung Deutschlands, die das Bestehen kleiner Bildungscentren immer mehr erschwert, ist wenig Hoffnung vorhanden, daß es je anders werden wird.

Eine andere Zeitschrift, die für den Historiker von Bedeutung ist, gab der Rektor Ricklefs im Verlage der Schulzesehen Buchhandlung heraus: „Germania, eine Zeit-





schrift für Deutschlands Gemeinwohl.“ (1813—15). Es werden darin vielfach Nachrichten aus der französischen Zeit gesammelt und Betrachtungen über den damaligen und zukünftigen Zustand Deutschlands angestellt. Daß den Franzosen dabei übel mitgespielt wird, ist begreiflich. Wenn man aber die harten Worte liest, mit denen nicht selten über diejenigen geurteilt wird, die den Franzosen in hervorragender Stellung gedient haben, so kann man sich der Erinnerung an jenen Prolog, den Rickleffs einst zu dem Geburtstage Napoleons verfaßte, nicht erwehren.

Rickleffs starb am 12. Februar 1827, und als Leiter des Gymnasiums folgte ihm Johann Paul Ernst Greverus. (Geboren am 22. August 1789 als Sohn eines Geistlichen in Strüchhausen; gestorben 15. August 1859.) Der neue Rektor war seit dem Beginn seiner Studienzeit seiner Heimat fast immer fern geblieben, hatte als Oberjäger den Feldzug 1815 mitgemacht, viel gereist und war zuletzt Rektor in Lemgo gewesen. Auch als Dichter war er aufgetreten. Seine 1827 erschienenen Gedichte „Jugendsünden“, die sich als eine vermehrte Sammlung seiner „Vermischten Gedichte“ (1818) darstellen, können aus den angeführten Gründen das Urteil über die dichterische Produktion dieses Zeitraumes nicht mehr beeinflussen. Greverus zeigte sich in seinen Gedichten als ein frisches, empfängliches Talent, das die Freuden dieser Welt wohl zu würdigen weiß. Der Titel „Jugendsünden“ läßt darauf schließen, daß ihm dies Zeugnis überschäumender Jugendlust nicht mehr angenehm war. Wie der junge Greverus dachte, das zeigen uns seine Gedichte:

Feurig war ich und jung; viel erprobt ich der Lebensgenüsse,  
Traun! und nippte nicht farg; ich trank mit Jügen die Jugend.  
Trogig erbebt mein Herz bei laut aufschmetterndem Schlachtruf,  
Bei der Geschütze Gefrach; und hoch im Gefühle des Siegers  
Schlug es — o süß ist des Lebens Gewinn aus der  
donnernden Urne.

Einen geistvollen Schriftsteller gewann Oldenburg in der Person des Kammerherrn von Kennenkampff, der im Jahre 1816 mit dem Erbprinzen, dessen Adjutant er gewesen war, nach Oldenburg kam. Karl Jakob Alexander von Kennenkampff war von Geburt ein Livländer. Am



29. Januar (9. Februar) 1783 auf dem Familienschlosse Selmstede in Livland geboren, hatte er sich in den Jahren 1812/13 an den Kriegen gegen Napoleon beteiligt und war Adjutant des Generals Wallmoden gewesen. Im Jahre 1814 war er Adjutant des Gouverneurs von Esthland geworden. Rennenkampff lebte bis zu seinem Tode (9. April 1854) in Oldenburg, zuerst als Kammerherr, dann als Oberkammerherr. Er war ein Freund der Kunst und der Naturwissenschaften. Mit vielen bedeutenden Männern war er freundschaftlich verbunden. Besonders erwähnenswert ist sein herzliches Verhältnis zu Rauch. Unter seinen Schriften sind besonders zu nennen: „Wilhelm Tischbein, seine Bilder, seine Träume u.“ (1822), ferner „Umrisse aus meinem Skizzenbuche“ (1827/28).

Das Skizzenbuch bietet Erinnerungen aus der Jugendzeit, sowie Mitteilungen über den Aufenthalt in Italien und Paris. Manche bedeutende Persönlichkeit ist darin gezeichnet. So hat von Rennenkampff 1809 in Paris im kaiserlichen Theater der Tuilerien einer Vorstellung beigewohnt. „Ich hatte meinen Platz im Parterre,“ sagte er. „Links, in der Loge auf dem Proscenium, saß der Kaiser Napoleon, zerstreut, wie es schien, aber unbeweglich, nur daß er zuweilen an den Nägeln kaute oder die Schnupftabaksdose an die Nase führte, daran zu riechen, denn einen anderen Gebrauch machte er vom Tabak nicht. Hinter ihm war die geräumige Loge mit Generals und Marschällen angefüllt, die sich nicht setzten. Gegenüber, rechts, in der anderen Loge des Prosceniums saß die Kaiserin Josephine, mit Teilnahme auf die Scene hinblickend, oder im lebhaften Gespräch mit ihren Damen. Von dieser Loge an saßen auf demselben Balkon die Könige und Königinnen der herrschenden Dynastie, von Spanien, Neapel, Holland und Westfalen. Ihnen gegenüber, von Napoleons Loge bis gegen die Mitte hin, die anwesenden fremden Könige, Großherzöge, Herzöge und Prinzen regierender Häuser, sowie die Ambassadeurs abwesender fremder Mächte, aber nicht die Minister, die mit allen übrigen Männern das Parterre einnahmen. Der Scene gegenüber erhoben sich, auf amphitheatralischen Stufen, die Sessel sämtlicher Damen. Der Anblick im Ganzen, bei





dem höchsten Fuß der ganzen Versammlung, der außerordentlich hellen Beleuchtung und der ehrerbietigen Stille im ganzen Hause hatte etwas sehr Imponierendes.“ —

Nach Schluß der Vorstellung begiebt sich die Gesellschaft in die anstoßenden Säle, und von Rennekampff hat Gelegenheit, den Kaiser näher zu betrachten. „Ueberall, wo er sich hinwendete,“ so erzählt er, „öffnete sich vor ihm eine Gasse im Gedräng, in der er langsam vorschritt und von Zeit zu Zeit jemand anredete. In der einfachen Infanterie-Uniform, in Schuhen und weißen Strümpfen, ohne Hut und Degen, wenig ausgezeichnet durch den Stern der Ehrenlegion, war er es um so mehr durch den bedeutenden Ausdruck seines sprechenden Auges und der Herrschermiene, die sonderbar genug abstach gegen den kleinen, dicken, wie gepolsterten Körper; ohne Anstand und Ansehen; beide Hände auf dem Rücken gekreuzt; in der einen die Schnupftabaksdose, und so mit etwas ungeschickter aisance sich fortbewegend.

Er war sehr lakonisch, herrisch, selten freundlich, fast immer hart und rauh; man mußte glauben, er verachte alles um sich her, selbst wenn seine Worte etwas Verbindliches ausdrückten. Dies war jedoch sehr selten der Fall, selbst gegen Frauen; vielmehr war nichts gewöhnlicher als der Ton, in dem er einer Dame, die dasselbe Kleid angelegt hatte, in dem sie einige Tage vorher vorgestellt worden war, sagte: „Es scheint, Madame, Sie schlafen in Ihrem Kleide!“

Es ist begreiflich und gewiß nur zu billigen, daß der Herzog Peter sich nur schwer entschloß, diejenigen Oldenburger, die sich zu Werkzeugen und Lobrednern des fremden Unterdrückers gemacht hatten, wieder in seine Dienste zu nehmen. Dadurch kamen diese Männer in eine bedrängte Lage. Mehrere von ihnen wandten sich an Halem, den Vermittler zu machen, und aus ihren Briefen geht zur Genüge hervor, daß sie sich tief unglücklich, nicht aber schuldig fühlten. „Ein solches Schicksal verdiente ich nicht, Gott sei mein Zeuge, ich verdiente es nicht,“ schreibt ein solcher, und ein anderer redet Halem an: „Unglücklich sind wir beide. Ich weiß, ich habe niemand persönlich gekränkt. Ich kenne aus bitterer Erfahrung Undankbar-



keit und Unglück seit lange, habe seit 20 Jahren mehr wie andere gearbeitet, um traurig zu enden.“ Halem selbst aber war nicht in der Lage, etwas thun zu können. Er selbst hatte sich vergebens um eine Anstellung in Oldenburg bemüht und mußte nur froh sein, daß er die Stelle eines Chefs der Regierung in Gutin erhielt. Unter dem Drucke der schrecklichen Ereignisse, deren Zeuge er gewesen war, war indessen aus dem Bewunderer Napoleons ein glühender Feind der Fremden geworden. Der jähe Wechsel seiner Ansichten könnte einen fast stutzig machen. Wenn man aber der Sache auf den Grund geht, so wird man bald inne, daß er es durchaus ehrlich meinte und daß auch seine Zeitgenossen seine deutsche Gesinnung nicht anzweifelten.

Schon in den Märztagen 1813 wandte sich der Direktor des „Hamb. Korrespondenten“, der bedeutendsten deutschen Zeitung jener Tage, an ihn mit der Bitte, ihm ein Gedicht zu Ehren des Generals Tettenborn zu liefern. Darin heißt es: „Da ich überzeugt bin, daß Sie von echt deutscher Gesinnung befeelt sind u.“\*)

Im Jahre 1814 erschienen dann die „Töne der Zeit“. Bei seinen Freunden fanden sie großen Beifall. „Diese Gedichte,“ so schreibt sein Bremer Freund an ihn,\*) „sind im Feuer der Not gediegen, und haben dadurch einen doppelten Wert. Es liegt ein Trost darin, dessen Kraft Sie selbst empfunden haben. Kurz, es ist ächtes Gold.“

Dies Urtheil aus Freundesmund ist allerdings übertrieben. In Halem's Gedichten findet sich nicht die Kraft eines Arndt, das Feuer eines Körner und die Innigkeit eines Schenkendorf's. Immerhin kann man dem merkwürdigen Mann einen Platz unter den deutschen Freiheitskämpfern nicht streitig machen. Einige Proben mögen dies beweisen. Dem fränkischen Unterdrücker spricht er folgendermaßen seinen Dank aus:

Dank, Nachbar dir am linken Rhein,  
Dein Joch, uns auferlegt,  
Hat uns gepresset zum Verein,  
Hat deutschen Sinn geregt.

\*) Halem's handschr. Briefwechsel auf der großh. Bibliothek.



Dank, Nachbar dir am linken Rhein!  
Dein Blutgefäß, dein Zoll,  
Dein Kriegszwang trieb uns zum Verein:  
Dank dir; das Maß ist voll.

Die That, was ist sie ohne Wort?  
Die That sei deutscher Dank.  
Schwert, jage sie von Ort zu Ort;  
Stürm' vor ihm her, Gesang!

Und rastet nicht, und laßt nicht ab  
Du Lied, du Racheschwert,  
Bis sank der Feind, hinab, hinab,  
Von da er nimmer kehrt.

Der Blick in die Zukunft zeigt ihm ein tröstendes  
Bild:

Mein Blick wird hell. Ich seh' Gewölk sich teilen;  
Einherzigkeit, du läßt dich schau'n.  
Du sprichst. Ein Tempel steigt: Ich seh' ihn hehr auf Säulen  
Der Volksvertretung bau'n.

Am Male der Märtyrer von Finckh und von Berger  
läßt er den „Klageruf“ ertönen und schließt mit den  
Worten:

Der du am Mal hier weilst, dich muß das Vertrauen erheben:  
Dieser Gefallenen Tod stärkte die rächende Kraft.  
Seil dann ihnen! O schwört ihr Nahenden, blickend zum Himmel.  
Nie. auf Leben und Tod! dulde der Deutsche das Joch!

(Erwähnt sei an dieser Stelle, daß sein Sohn Arnold  
an dem Kriege gegen Frankreich teilnahm.)

Mit den alten Freunden in Oldenburg blieb er auch  
von Cutin aus in lebhaftem Briefwechsel. Als der jüngere  
Gramberg starb, sang er ihm ein Lied, dessen Schluß lautet:

Seufzend steht am Altar der liebende Vater des Toten.  
Selber ein Priester Apolls, slicht er mit bebender Hand  
In den duftenden Kranz des Sinngrüns Laub. O, des Fremdes  
Thränenbenetztes Blatt flecht' in den Kranz es mit ein.

Er übernahm es, für die Gesamtausgabe der Dich-  
tungen seines Freundes das Lebensbild des Verstorbenen  
zu entwerfen. Man kann nicht ohne Rührung die Worte  
lesen, in denen ihm der alte Gramberg (am 10. Oktober  
1816) seinen Dank ausspricht: „Dank Ihnen, mein Lieber,  
für das schöne Denkmal zu Ehren meines unversehrlichen  
Sohnes. Sie haben wahr und gut von ihm gesprochen.  
Jeder liebt es mit Teilnahme. Ach, ich werde nicht wieder



froh! Zu viele gute Hoffnung und Aussicht, insonderheit auch für die Meinigen, sind mit ihm zu Grabe gebracht.<sup>\*)</sup>

Wenige Wochen später konnte er „seinem Freunde und Arzt“ zum 50jährigen Doktorjubiläum gratulieren. Sein Wunsch, es möge auch weiter „die fröhliche Kunst sanften Abhangs am Schlangenstabe ihn durchs Leben führen“, ging in Erfüllung. Fast 2 Jahre waren dem rastlos thätigen Manne noch vergönnt. (Am 10. März 1818 verstarb Gramberg.) Die Liebe zur Dichtkunst verließ ihn nicht bis in die letzten Jahre seines Lebens. Noch kurz vor seinem Tode sagte er zu einem Freunde: „Ich wünsche den Tod nicht, aber ich fürchte ihn auch nicht!“

Halem war anfangs nicht gern in Cutin. Er empfand die Trennung von seiner Vaterstadt als eine Nechtung. Sein Gehalt war vermindert (es betrug jetzt 1200 Rthlr.). Er hatte außer den richterlichen Geschäften auch Verwaltungsgeschäfte zu erledigen. Dazu kam, daß Gesetze und Einrichtungen in Cutin von denen des alten Herzogtums völlig verschieden waren. Aber ein Mann von seiner Arbeitskraft und von seiner Fähigkeit, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen, konnte nicht mutlos werden. Er griff die Arbeit beherzt an, und es gelang ihm, in Cutin vieles neu zu schaffen und vieles zu verbessern. Seine Stimmung wurde noch wesentlich dadurch gehoben, daß der Herzog ihm wiederholt Beweise seines erneuerten Zutrauens gab. So kaufte er die Büchersammlung von 8000 Bänden, die Halem in Oldenburg hatte zurücklassen müssen, für 3000 Thaler an, wies sie aber nicht der oldenburgischen Bibliothek zu, sondern schickte sie nach Cutin, wo Halem sie nach wie vor benutzen konnte.

Seiner schriftstellerischen Thätigkeit wurde er auch jetzt nicht untreu. Er schrieb in der altgewohnten Weise für Hamburgische und schleswig-holsteinische Blätter, für die Musenalmanache seiner Zeit, sowie für einige Encyclopädien von Bedeutung. Sein Plan, einen kurzen Auszug aus seiner oldenburgischen Geschichte zu liefern, kam leider nicht zur Ausführung, ebensowenig vergönnte es ihm das

\*) Halem's handschr. Briefwechsel.



Schicksal, die Geschichte seiner neuen Heimat zu schreiben. Nur Bruchstücke sind davon vorhanden. Aus seinem Nachlasse ist außerdem zu ersehen, daß er sich mit zwei größeren Dichtungen, „Paulus“ und „Wittekind“, beschäftigte. Seine Stellung zum Christentum war die alte geblieben. Für die neue Richtung, für einen Mann wie Claus Harms in Kiel, hatte er kein Verständnis. Als er die Ueberzeugung gewonnen hatte, „daß die alte Finsternis neu herandämmerte“, da erschien der alte Kämpfe wieder auf dem Plan und schrieb seine „Bemunft aus Gott, in Bezug auf die neuesten Widersacher derselben“ (1818), eine Sammlung von Dichtungen, meist in Form fünffüßiger Jamben, durch die er den Rationalismus poetisch zu rechtfertigen sucht. Das Werk ist nicht ohne dichterische Schönheiten, was auch der anerkennen muß, der den religiösen Standpunkt des Dichters nicht teilt. Wie nicht anders zu erwarten war, trug das Werk ihm neben begeisterter Anerkennung und Zustimmung der Gleichgesinnten auch manchen Angriff derer ein, die auf Seiten des „Verfinsterten“ Harms standen.

In Gütin erlebte Halem den Schmerz, daß ihm seine zweite Frau starb (1815, Sept. 30.), nachdem sie einige Wochen zuvor einer Tochter das Leben gegeben hatte. Halem war in einer überaus traurigen Lage. Er hatte kleine Kinder, und das Alter nahte. In der Schwester der Verstorbenen, Sophie Gramberg, fand er eine neue Lebensgefährtin, mit der er sich am 25. September 1816 vermählte. Zwei Jahre waren ihm noch vergönnt. Seine Stimmung war eine gehobene. Der Geist war ungeschwächt, und auch sein körperliches Befinden ließ, abgesehen von einer mitunter auftretenden aber schnell vorübergehenden Brustbeklemmung, nichts zu wünschen übrig.

Noch am 4. Januar 1819 stieg er ohne Mühe die 84 Stufen hinan, die in das dritte Stockwerk des Gütiner Schlosses führten, wo die Bibliothek aufgestellt war. Am Abend jenes Tages besuchte er eine heitere Gesellschaft. Plötzlich überfiel ihn die alte Brustbeklemmung. Er eilte nach Hause, sein Schwager, der Arzt Hellwag, suchte vergebens zu helfen. Eine halbe Stunde lang rang Halem



schwer mit dem Tode. Dann rief er mit voller Besinnung:  
„Es ist vorbei!“ — und er hatte geendet.

So starb Gerhard Anton von Halem, einer der begabtesten, verdienstesten und merkwürdigsten Männer, die das oldenburger Land hervorgebracht hat. Was er noch an seinem letzten Geburtstage sich gewünscht hatte, das ist ihm geworden:

Daß dereinst, die hier mit mir sich freuten,  
Ohne Gram zum Grabe mich geleiten.  
Mögg' ein Vater dann in späten Tagen  
An dem Mal zu seinen Söhnen sagen:  
Nicht hat der, des Grabmal ihr umgebet,  
Umsonst gelebet!

#### 7. Wirtschaftliches Leben. Die Gründung der oldenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft.

Das Jahr 1817 ist für die Entwicklung der oldenburgischen Landwirtschaft von großer Bedeutung. In diesem Jahre erschienen zuerst die „Oldenburgischen Blätter“, die durch regen Meinungsaustausch und durch praktische Vorschläge außerordentlich fördernd auf die Landwirtschaft einwirkten; in diesem Jahre wurde auch die oldenburgische Landwirtschaftsgesellschaft begründet, deren Einfluß ein außerordentlicher und segensreicher gewesen ist. In der Nr. 33 vom 10. November 1817 erschien in den „Oldenburgischen Blättern“ ein Artikel, von dem der Herausgeber sagt, „daß er die Haupttendenz dieser Blätter am bestimmtesten ausspreche“. Er war betitelt: „Gedanken über den großen Nutzen einer vaterländischen Gesellschaft zur Beförderung unserer Landwirtschaft und derjenigen Gewerbe, wozu diese zunächst Gelegenheit giebt.“ Dieser Aufruf blieb nicht ohne die erhoffte Wirkung. Am 1. Mai des folgenden Jahres trat die Gesellschaft ins Leben. In einer Zeit, die den Rat eines jeden „Nichtfachmannes“ so gern geringschätzig zur Seite schiebt, ist es nicht uninteressant, die Gründer der Landwirtschaftsgesellschaft dem Namen nach aufzuführen. Es waren die Herren Kaufmann Becker, Hofgärtner Bosse, Kammerat Burmester, Apotheker Dugend, Kammerherr v. Freytag, Kammerauditor Friedrichs, Kabinettssekretär v. Halem, Kammerassessor tom



Have, Ratsherr Höpfen, Regierungsassessor Jürgens, Kaufmann Clävemann, Kammersekretär Niebour, Ratsherr Schlömann, Kaufmann Schlömann jr. und Regierungsrat Suden. Sie wählten Burmester und Suden zu Vorstehern, Halem und Friedrichs zu Sekretären. „Der Zweck der Gesellschaft,“ so heißt es in dem ersten Protokoll, „wurde vorläufig im allgemeinen dahin bestimmt, daß solcher bestehe in dem Versuche, zur Beförderung der Landwirtschaft im ausgedehntesten Sinne des Wortes, sowie aller dahin einschlagenden Gewerbe, im Herzogtum Oldenburg, einiges beizutragen“. Der Herzog Peter unterstützte die Gesellschaft in jeder Weise. Er befreite sie von der Erlegung des inländischen Portos für ihre Korrespondenz, „so lange, als daraus keine Unzuträglichkeiten erwachsen“. Auch genehmigte er, daß die Gesellschaft ein eigenes Siegel führte und eine Medaille als Belobungszeichen prägen ließ. Die Landwirtschaftsgesellschaft versammelte sich monatlich einmal in Oldenburg. Die Beiträge waren willkürlich. „Jeder giebt nach Belieben, was ihn seine patriotische Gesinnung mit Rücksicht auf seine Vermögensumstände zum allgemeinen Besten beizutragen veranlaßt.“ Einige Jahre später, am 16. Mai 1823, überwies der Herzog Peter der Gesellschaft einen jährlichen Zuschuß von 200 Thalern Gold.

Die ersten Gründer der Gesellschaft luden „Kenner und Liebhaber der Landwirtschaft im Lande“ ein, beizutreten. Unter den neuen Mitgliedern sind als sehr rege und verdient besonders zu nennen Ritter de Cousser auf Hahn, Pastor Hesse, Bockhorn, Gutsbesitzer Breithaupt, Holzkamp, Gemeinheitskommissär Nieberding, Lohne, Friedrich v. Thünen, Canarienhäusen u. Um das Interesse der Landbevölkerung zu heben, schlossen sich die auswärtigen Mitglieder, nach Maßgabe der sieben Kreise, je zu sieben Filialgesellschaften zusammen. Die erste bildete sich (1821) auf Anregung des Pastor Hesse (Wolzwarden) für den Kreis Ovelgönne. Die zweite entstand in Neuenburg.

Das erste Preisausschreiben erließ die Gesellschaft im Jahre 1819. Es bezog sich auf eine zu erzielende bessere Ernährung des Viehes, um dadurch „und durch den daraus erfolgenden Düngergewinn eine dauernde Verbesserung des Geest-Ackerbaues möglich zu machen“. Durch das Erstat-



von Gutachten über landwirtschaftliche Verhältnisse, wie die herzogliche Regierung sie wiederholt einforderte, war der Gesellschaft eine weitere Gelegenheit zu fördernder Einwirkung gegeben.

Ein wie reges Leben schon in den ersten Jahren ihres Bestehens in der Gesellschaft herrschte, das sieht man aus den in der Generalversammlung vom 12. Mai 1821 gehaltenen Vorträgen und Vorlesungen. Herr Regierungsrat Georg las eine Nachricht vor von der in Rastede auf Kosten mehrerer Eingeseffener angelegten Baumschule, Herr Kammerauditor Friedrichs entwickelte den Nutzen der Filialgeschäfte, Herr Hagendorff las ein Gespräch über den oldenburgischen Garn- und Leinenhandel; eine von Herrn Amtmann Plate in Damme eingesandte Abhandlung „über die Dämpfung des Flugandes und den Anbau der Kiefer in demselben“ wurde verlesen. Herr Pastor Hespe aus Golzwarden trug vor, daß er mit einigen Eingeseffenen des Kirchspiels Bochhorn mehrere landwirtschaftliche Maschinen aus England bezogen habe, die der Gesellschaft überwiesen werden sollten. Herr Marstallsarzt Greve teilte jedem ein Exemplar seiner auf Befehl des Herzogs verfaßten Schrift mit: „Einige Bemerkungen über Pferdezucht für den oldenburgischen Landmann u.“

Im selben Jahre setzte die Gesellschaft auch zum ersten Male Prämien für hervorragende Leistungen aus. In der Generalversammlung des folgenden Jahres wurden eine goldene und sechs silberne Denkmünzen verliehen. Sie waren ungefähr von der Größe eines preussischen Thalers. Auf der einen Seite wurde die landwirtschaftliche und erwerbskundige Betriebsamkeit dargestellt unter dem Bilde eines Genius, der einen jungen Baum pflanzt und umgeben von landwirtschaftlichen Gegenständen, als: Pferd, Kuh, Schaf, Bienenstock, Garben Flug, Spaten u. Unten stand das Datum der Gründung der Gesellschaft. Die andere Seite zeigte einen Eichenkranz und in demselben die Worte: „dem betriebamen Landmann“. Die goldene Medaille erhielt Joh. Diedr. Dwie sen. in Gristede wegen seiner erfolgreichen Bemühungen um die Holzkultur und wegen seiner landwirtschaftlichen Thätigkeit überhaupt. Eine silberne Denkmünze erhielten de Couffer-Hahn,



Hagenborff-Wehe, Breithaupt-Holzcamp, Mammen-Neu-Augustengroden, Pastor Dykhoff-Cappeln und Rothen-Barel.

Die Protokolle der Gesellschaft finden sich in den „Oldenburgischen Blättern“. Diese Zeitschrift bietet außerdem eine Fülle von Aufsätzen ihrer bedeutenderen Mitglieder, die wirtschaftliche Fragen behandeln und manche Züge zu einem Bilde der wirtschaftlichen Zustände jener Tage enthalten.

Zu der Zeit, als die Oldenburgische Landwirtschaftsgesellschaft gegründet wurde, war die Landwirtschaft selbst in einer traurigen Lage, in die sie namentlich durch das Elend der Fremdherrschaft versetzt worden war. Es wurden aber in den nächsten Jahren die größten Anstrengungen gemacht, um Wandel zu schaffen. Zur Hebung der Pferdezucht wurde die Hengstkörung angeordnet, am 23. Dezember 1819. Im Frühjahr 1820 wurden in den verschiedenen Kreisen Spezialförnungen der Hengste vorgenommen; die guten Hengste wurden, einer Verordnung gemäß, zur generellen Körnung in Oldenburg vorgestellt und zwar am 30. Juni und am 1. Juli zum ersten Male. Der Herzog Peter, in Begleitung des Erbprinzen, nahm die Blüte der oldenburgischen Pferdezucht in Augenschein und war sehr erfreut, eine so große Menge trefflicher Tiere vorzufinden. Regierungsrat v. Beaulieu Marconnay hielt eine Ansprache an die Kommission, der die öffentliche Gideleistung der Mitglieder folgte. Welcher Art die Prämiiierung bei den anerkannt besten Hengsten war, darüber wird Folgendes berichtet: Bei der Hauptkörnung der Hengste im Herbst 1821 erhielten die Besitzer der besten Tiere folgende Prämien:

1. Prämie: Ein silbernes Kaffeeservice oder 100 Thaler;
2. Prämie: Ein silbernes Theeservice oder 90 Thaler;
3. Prämie: Ein silbernes Theeservice oder 80 Thaler;
4. Prämie: Ein silbernes Theeservice oder 70 Thaler;
5. Prämie: 12 silberne Eßlöffel, 1 Potagelöffel, 1 Gemüselöffel oder 60 Thaler. Außerdem erhielt jeder der betreffenden Eigentümer die silberne Medaille.

Die Bienenzucht, der man gerade jetzt wieder so großes Interesse entgegenbringt, wurde damals mit Eifer und Erfolg betrieben. Im Jahre 1824 wurden im Amte Fries-



othte die Standbienen gezählt, und man fand 5000 Stück Standbienen. Man rechnete für ganz mittelmäßige Jahre auf jeden Standort 1½ Korb Gewinn von 40 Pfund Honig und 2 Pfund Wachs. Der damalige Preis des Honigs war 6 Grote das Pfund, der des Wachses 40 Grote. Das erbrachte für dies eine Amt einen jährlichen Ertrag von 33 333¼ Rthlr.

Im selben Jahre wurde in Butjadingen ein „Verein zur Errichtung von Bienenständen“ errichtet, dem zwei Direktoren mit einem Oberaufseher vorstanden. Es wurden vier Bienenstände, jeder von 100 Körben, errichtet. Der Fonds der Gesellschaft — 1000 Rthlr. — wurde durch Aktien von 10 Rthlrn. das Stück zusammengebracht. Die Aktien konnten jedoch auch in Bienenstöcken entrichtet werden, deren jeder nicht unter 30 und nicht über 45 Pfund wiegen durfte. Für jedes Pfund wurden 6 Grote gut gerechnet. Der Oberaufseher erhielt für jeden Stand jährlich 12½ Rthlr. Gold. Die Gesellschaft versammelte sich jährlich zweimal in Tossens, und zwar im August und im April. Schon im Herbst 1824 wurden 200 Körbe angekauft. Da aber die nächsten Jahre für die Bienenzucht sehr ungünstig waren, so ging der Verein wieder ein.

Nicht minder groß war das Interesse, das man dem Obstbau entgegenbrachte, an dessen Hebung auch die Gegenwart unermüdtlich arbeitet. Aus dem Münsterlande ist namentlich der Pastor Dythhoff in Cappel zu nennen, der nicht weniger als 144 Apfel-, 63 Birnen- und 19 Kirschsorten kultivierte und die Sorten, die sich für das Münsterland besonders eigneten, feststellte. In Oldenburg suchte der Hofgärtner Bosse den Obstbau zu heben, in Zeven der Landgerichtsassessor Friedrichs, in Butjadingen der Kirchspielvogt Frankfen in Ruhwarden, sowie der Amtmann Hofmeister in Ellwürden, in Delmenhorst der Auktionator Heye. Die heutige Beschränkung auf wenige Sorten kannte man damals noch nicht. Das Verzeichnis der Baumschule eines Stedingers weist zum Beispiel 42 Apfelsorten, 13 Birnensorten und 8 Pflaumensorten auf.

Der außerordentliche Eifer, mit dem man die heimische Landwirtschaft zu heben suchte, zeigt sich auch in dem Bestreben, den Anbau des Tabaks einzuführen. Tabaksfamen



sowie eine gedruckte Anleitung für den Tabakbau wurden unentgeltlich an Landleute abgegeben. Die Amtleute, und in den katholischen Gegenden namentlich die Geistlichen, gaben sich große Mühe, die Tabakpflanzen zu verteilen und die Landleute zum Anbau desselben zu bewegen. Ihre Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg, und bald war in allen Landesteilen, die Marschen ausgenommen, der Tabakbau im Aufschwunge begriffen. In der nächsten Umgebung der Stadt Oldenburg waren es namentlich die Gebrüder Kayser im Eversten, deren Versuche als sehr gelungen gerühmt werden. Der Postverwalter Lüdens in Delmenhorst verkaufte seine Tabakblätter nach Bremen und erhielt 24 Grote für das Pfund. Gutsbesitzer Breithaupt auf Holzcamp pflanzte mehr als 2000 Stück, und ein Wildeshäuser Namens Horst erntete 300 Pfund sehr guter Blätter. Ein Kaufmann Koch aus Westerstede beabsichtigte sogar eine eigene Tabakfabrik anzulegen und erbot sich, allen oldenburgischen Blättertabak anzukaufen. Für die Zubereitung des Tabaks wurde folgendes Rezept gegeben: „Die Blätter werden auf der Häcksellade geschnitten, dann abgeglüht, mit Salzwasser besprengt und so in einen steinernen Topf gethan.“

Auch die Seidenraupe versuchte man mit den Blättern der Scorzonerwurzel zu ziehen. Ein von dem Lehrer Rein zu Cloppenburg unternommener Versuch schien zu gelingen. Aber die bereits in einer Anzahl von 50,000 Stück gesammelten Seidenwürmer starben infolge der großen Winterkälte. Die Landwirtschaftsgesellschaft verschaffte dem genannten Lehrer zur Fortsetzung seiner Versuche eine Anzahl Maulbeerbäume, zu deren Aufnahme der Schulgarten eingerichtet wurde, das Resultat scheint aber kein günstiges gewesen zu sein.

Einer lohnenden Verwertung der landwirtschaftlichen Produkte stand der schlechte Zustand der Landstraßen und der Wasserstraßen entgegen. Aber auch hier wurde Wandel geschaffen. Den Verkehr auf der Weser betreffend, ist zu bemerken, daß schon seit dem 20. Mai 1817 ein Dampfer „Bremen“, (und zwar das erste deutsche Dampfschiff) von Bremen aus nach Brake fuhr. Elsfleth verlor sehr durch die Aufhebung des Weserzollses, namentlich aber dadurch,



daß das Fahrwasser sich von dem Elsflether Weserarm, der Westergate, nach der Ostergate, jenseits des Elsflether Sandes, zog. Der Stand der oldenburgischen Reederei im Jahre 1829 ist aus einer Zählung der oldenburgischen Schiffe, wie sie damals zum ersten Male vorgenommen wurde, zu ersehen. Es waren vorhanden 209 Schiffe mit 6670 Reg.-Tons Raumgehalt. Dabei waren Schiffe unter 5 Last nicht mitgezählt.

Im Jahre 1825 wurde auch mit der Herstellung der ersten eigentlichen Kunststraße begonnen. Die erste Chaussée, die Bremer, mit einer Länge von 36,80 km, wurde im Jahre 1829 fertiggestellt. Die Herstellung derselben interessierte den Oldenburger, der die Verbesserung, die die Sandchauseen in den letzten Jahren erfahren hatten, wohl zu schätzen wußte, außerordentlich und aufmerksam las er die Nachrichten „Ueber das im Jahre 1825 gelegte Probestück einer Steinschlagchausee bei Oldenburg“. Es waren zunächst zwei Strecken zur Probe hergestellt, nämlich eine von Delmenhorst nach Barrelgraben bis ans Bremische Gebiet und eine von der Osternburg bis Kreienbrück. Der Unterschied zwischen den neuen Kunststraßen und den alten Sandchauseen war ein gewaltiger, und der Fuhrmann, der mit seinem hochbepackten Fuhrwerke seine Straße zog, sehnte die Zeit herbei, da alle Heerstraßen diese Verbesserung zugehen würden.

#### 8. Die herzogliche Familie.

Der Herzog Peter hatte in seinem Sohne, dem Erbprinzen Paul Friedrich August, eine vortreffliche Stütze. Die Aufgaben der Zeit aber sollten den geistvollen, thatkräftigen Prinzen zunächst noch seiner Heimat fern halten. Nachdem er vier Monate lang dem Vater bei der Reorganisation des Landes und der Errichtung der Landesbewaffnung zur Seite gestanden hatte, begab er sich März 1814 zur Armee zurück; der Kaiser von Rußland hatte ihm das Kommando einer Division übertragen. Er kam aber zu spät, um noch thätig eingreifen zu können: die Verbündeten waren bereits in Paris eingezogen. Bei den Friedensverhandlungen suchte er für Oldenburg einzutreten. Auch während seines Aufenthalts in England, wo



hin er den Kaiser Alexander und seine Schwägerin begleitet hatte, bemühte er sich in diesem Sinne, aber vergeblich. Im Juni traf er wieder in Oldenburg ein, begab sich aber schon bald darauf nach Petersburg, um seine Entlassung als Gouverneur von Esthland zu nehmen. Der Kaiser aber wünschte, die begonnene Emanzipation der esthländischen Bauern wieder aufzunehmen, für deren erfolgreiche Durchführung er in dem oldenburgischen Prinzen den rechten Mann glaubte gefunden zu haben. Der scharfblickende Herzog Peter gab seinem Sohne nur mit Widerstreben die Erlaubnis. „Du bist sehr im Irrtum,“ schreibt er ihm, „wenn Du glaubst, in Deinem Sinne in Rußland wirksam werden zu können.“

Der Erbprinz ermüdete indessen nicht in seinem Eifer. Schon im Sommer 1815 konnte er dem Kaiser ein Regulative für die Befreiung der esthländischen Bauern vorlegen, das allerdings erst nach Jahresfrist genehmigt wurde, weil der Feldzug des Jahres 1815 und der zweite Pariser Friede den Monarchen von seinem Reiche fern hielten. Die Bemühungen des oldenburgischen Prinzen waren von Erfolg gekrönt, wenn er auch nicht alles erreichte, was er sich vornahm. Livland und Kurland nahmen sich die Nachbarprovinz zum Vorbilde, und das Aufblühen der drei Ostseeprovinzen ist nicht zum wenigsten dem thatkräftigen und menschenfreundlichen Wirken des Erbprinzen von Oldenburg zu verdanken. An Anerkennung fehlte es ihm nicht, der Kaiser sprach ihm seinen Dank aus, zahlreiche anerkennende Zuschriften wurden ihm zu teil, und die „dankbare“ Ritterschaft ließ ihm sogar eine Denkmünze überreichen. Sie zeigt das Bild des Erbprinzen und trägt die Inschrift: „Dem unvergeßlichen Menschenfreunde gewidmet von der dankbaren esthländischen Ritterschaft.“ Mit dem frohen Bewußtsein, in die Entwicklung eines gewaltigen Reiches, das eine große Zukunft hatte, fördernd eingegriffen zu haben, kehrte er im Frühjahr 1816 nach Oldenburg zurück. Er war nunmehr 33 Jahre alt, und es ist begreiflich, daß der alternde Herzog den Wunsch hegte, sein einziger Sohn möge sich eine Familie gründen.

Nachdem der Prinz die verwandten Höfe von Weimar



und Stuttgart besucht hatte, verlobte er sich im April 1817 auf dem Schlosse Schaumburg an der Lahn mit der Prinzessin Adelheid von Anhalt-Bernburg-Schaumburg (geb. am 23. Februar 1800). In dem Briefe an seinen Vater, worin er diesem Mitteilung davon macht, heißt es am Schlusse: „Wenn ich Dir, lieber Vater, keine nähere Schilderung meines Glückes und meiner Empfindungen mache, so geschieht das, um Dir ein listiges Lächeln zu erparen.“

Am 15. November 1817 zog das neuvermählte Paar in Oldenburg ein, nachdem es zuvor Gütin besucht hatte. Aus den Tagen der Einzugsfeierlichkeiten sind einige Gedichte erhalten, die an dieser Stelle einen Platz verdienen; einmal sind sie für jene Zeit überhaupt charakteristisch, dann aber auch ist ihre sprachliche Bedeutung nicht gering zu veranschlagen.

Beim Einzuge brachten die „Kinder in der Boomgarden Straaten“ ihren Glückwunsch in einem „sassischen“ Gedichte dar. Darin heißt es:

„Wy Kinder uth der Boomgarden Straaten  
 Hebben 't nich wullen underlaten,  
 In unser urolden sassischen Sprake  
 Uße underdänigst Upwarding to maken,  
 Umme usen leven gnädigen Kruprinzen  
 To siner Hemkehr Glück to wünsken,  
 Uße et oof doet grote Minsken.  
 Dof hebben wy med Froide vernamen,  
 Dat he nich is allene gefamen;  
 Sondern he hed med goden Bedacht  
 Sief 'ne wadre Gemahlin mede gebracht,  
 Ut Dütschlands Fürstendöchtern erlesen,  
 Uße künftige Landesmoder to wesen,  
 Full heerliker Gaven und grotom Verstande,  
 Deverall geröhmte im dütschen Lande.  
 Wy kamen nicht med hogen Worden,  
 Dat Sassisch is us angeboren;  
 Woll mennige doen stolt met hogen Hogdütsch  
 prunken,  
 De doch van der Leeuwe Für im Harten hefft  
 kenen Funken.  
 Iwerst unse Vaders doen us beehren,  
 Ofsje glück med Hogdütsch nich veel verkeeren,  
 Den Landesfürsten to leeven und to ehren;



Un use Moders hebben 't us med der Melk  
gegeben,

För se to starven un te lewen.

Of hebt use Vaders in der Chronik gelesen,

Dat vul Helden un Kayzers sind Sassen gewesen.

Hermann, de grote Cheruskerheld,

De de Römer slog ut dem FELD,

Ward als Prinz in Rom upgetogen.

He hadde öwerst sassische Melk gefogen.

He sluchtede ut Rom un vergatt syn Latyn,

Um synen Sassen een Helper to syn.

He lockede de Römer over den Ryn,

Gestelt hadde he in dichten Wold

Von dütschen Helden eenen Hinderhold

Dör veler duzend Römer Dod

Het he us besreyet med Got

För latynscher Sprakmengeri,

Un öhrem Jock un Tyranny.“ — —

Zum Schluß wird gewünscht, es möge der oldenburger  
Stamm,

„De nu veel hundert Telgen driift,

Fortduern un grönen so mennig Jahrhundert,

As Summ un Maan dat Jahr beschrift.“

Einige Tage nach dem Einzuge, nämlich am 17. No-  
vember, konnte „dat Slägter-Amt to Oldenburg by Vor-  
stellung van enen groten Ossen“ den nachstehenden Glück-  
wunsch darbringen:

Elf eenes Land hed siene Gaven

Van usen leeven Goddes Hand;

Affsünderliet steit veelen haben

Prinzeß! Dien nee Vaderland.

Dit Land sidd warm in siener Wulle,

As hir by us en Spräkwoord seggt,

Vär allen het et Veeh in Fulle,

En Veeh, dat lacht den Kemmer recht.

En'n Ossen willt wi vör Di fören

Dat sülvst Du süst, wo grot se sünd,

Dog kann sicc vaken et gebören,

Dat man se nog veel gröter simt.

En gröter Deert, als dit to sinnen,

Will us ditmal nich möglik syn;

Doch schull he Dienen Byfall winnen,

So is dat beste Smoorstück Dien.



So'n Smoorstück is'n smackli' Beten,  
 Dat sintt elk eenz, de et prövt.  
 Du warst mank Smoorstück hir nog äten,  
 Wenn Godd nig usen Wunsch bedrövt.

Warst lang vergnügt by us hier leven  
 Un Dienen Mann tor Sieden sta'n  
 Un Prinzen väl dem Lande geben,  
 Dat nich de Stamm mag unnerga'n.

Dat Folk ward Di as Moder keeven  
 Un trö Di un ergäven syn;  
 Denn, söte Fro! Du kammst et glöven,  
 De Harten sünd all alle Dien.

Am 21. Dezember 1818 wurde dem jungen Paare das erste Kind geboren, die Prinzessin Marie Friederike Amalie. Das ganze Land nahm Anteil an der Freude des Fürstenhauses. Einen Monat später traf die Nachricht ein, daß die Königin von Württemberg, die Gemahlin des Prinzen Georg, nach nur fünftägiger Krankheit verstorben war. Ihre beiden Söhne, die Prinzen Peter und Alexander, die schon seit der Wiedervermählung ihrer Mutter, unter der Vormundschaft des russischen Kaisers und des Herzogs Peter standen, wurden fortan in Oldenburg erzogen. (Der Prinz Alexander starb daselbst schon am 16. November 1829 an dem ungünstigen Verlaufe einer Operation.)

Die junge Erbprinzessin erfreute sich im ganzen Lande großer Beliebtheit. In ihrem nächsten Geburtstage, dem 23. Februar 1819 wurde ihr „van enem Oldenburgschen Borger“ das folgende Gedicht überreicht:

As, leewe Fro, du to us kemst mit dinen Mann,  
 Do was der Borger Freud' und Zuchhei groot.  
 Et seeg foglyt de Winkelenleed' elkeen di an,  
 Leew di un reep: Förwahr, de Fro is good.  
 Hewvt leew de Fro, un hood in grooten Eeren je!  
 Et hett di nu vel leewer nog, o glöv et mi,  
 In dissen Land dat Folk, un eert as Fee,  
 De Goodes deit, di hoog un segnet di.  
 Loovd Godd, dat he di uns tor Moder geev,  
 En Moder recht van Harten fraam un soet,  
 Vull gooder Dögd, un bäd to em: O, hewvt se leew!  
 En Segen legg up ähr, so groot he moet,  
 Hool lange se im Leven uns, de goode Fro,



D Godd, in laat er eren soeten Mann,  
Dof ere Leewen alltohoop, denn seker so  
Givost all du, wat er Hart beglücken kann.

Am 8. Juni 1820 wurde dem erbprinzlichen Paare eine zweite Tochter geboren, die Prinzessin Elisabeth Marie Friederike. Nicht lange sollte sich die junge Fürstin ihres Mutterglückes freuen. Sie verstarb am 15. September jenes Jahres, nachmittags 3½ Uhr, an einer Gehirnentzündung. Am letzten Tage des September erfolgte die Beisetzung in der fürstlichen Begräbniskapelle.

Der Schmerz des Erbprinzen war grenzenlos. Nur der Gedanke an seinen alten Vater und an seine Kinder hielt ihn aufrecht. Durch rastlose Arbeit suchte er seinem Schmerz den Stachel zu nehmen. In den nächsten Jahren verfaßte er ausführliche Gutachten über Kabinettsakten, Abhandlungen über Abänderungen des Strafgesetzbuches, über das Armenwesen, über Gemeindeverfassung zc. Er führte die Korrespondenz mit den Bundestagsgesandten und vertrat zu wiederholten Malen seinen Vater.

Der alte Herzog bat ihn wiederholt, an eine Wiedervermählung zu denken. Aber erst vier Jahre nach dem Tode seiner Gemahlin erfüllte er diesen Wunsch. Er verlobte sich im April 1825 auf dem Schlosse Schaumburg mit der jüngsten Schwester der Verstorbenen, der Prinzessin Ida, geb. 1804 März 10. Am 24. Juni fand daselbst die feierliche Vermählung statt, und am 16. Juli traf das neuvermählte Paar in der alten Heimat ein, mit Jubel begrüßt. Zwei Jahre darauf, am 8. Juli 1827 wurde dem Lande der ersehnte Erbe geboren, unser jetziger regierender Landesherr. Es war 6 Uhr nachmittags, als der Donner der Kanonen das frohe Ereignis verkündigte. Die Freude des Landes war groß. Am folgenden Sonntage wurde in allen Kirchen des Landes ein Te Deum gesungen und ein Dankgebet gesprochen. Die Taufe des jungen Prinzen fand am 12. August, nachmittags 1 Uhr, auf dem Schlosse statt. Unter den Taufzeugen waren außer dem Herzog Peter und der Mutter der Erbprinzessin auch der Kaiser Nicolaus von Rußland, der König Friedrich VI. von Dänemark und der König Wilhelm von Württemberg.



Am Abend gaben die Oldenburger durch eine allgemeine Erleuchtung der Häuser ihrer Freude Ausdruck.

Leider sollte das Glück des jungen Paares nur von kurzer Dauer sein. Schon gegen Ende des Jahres 1827 war der Zustand der Erbprinzessin ein sehr bedenklicher gewesen. Er verschlimmerte sich in den ersten Monaten des folgenden Jahres so, daß die Aerzte das Schlimmste befürchteten; die Mutter eilte an das Krankenlager ihrer Tochter. Aber die Kunst der Aerzte und die aufopferndste Pflege waren vergeblich. Am 31. März, abends 10 $\frac{1}{2}$  Uhr, entschlief die Erbprinzessin. Das letzte Wort war an ihre Mutter gerichtet. „Mutter!“ jagte sie, die Hand derselben fassend.

Das ganze Land nahm aufrichtigen Anteil an dem schweren Schicksalschlage, der aufs neue das fürstliche Haus getroffen hatte. Die feierliche Beisetzung fand am 18. April statt. Die fürstliche Begräbniskapelle nahm abermals ein Mitglied des Fürstenhauses auf, das in der Blüte der Jahre verstorben war. „Unseren Nachkommen“, so heißt es in einer gleichzeitigen Aufzeichnung jener Tage „wird ihr Andenken stets teuer sein, da sie, dem Lande einen Prinzen schenkte, der einst mit der Würde und Kraft des Regenten die von der Mutter ererbte Milde und Sanftmut vereinigen wird.“

#### 9. Die Februarflut des Jahres 1825.

In der Nacht vom 3. auf den 4. Februar wurden die Marschbewohner durch den Klang der Notglocken aus dem Schlafe geweckt, und der alte Schreckensruf: „Das Water kummt!“ ertönte. Im Vertrauen auf die Festigkeit der Deiche, die übrigens bei weitem nicht die Höhe der jetzigen hatten, waren die meisten unbeforgt zur Ruhe gegangen, trotzdem der seit Wochen herrschende Westwind gegen Abend zum Orkan geworden und durch Nordwest nach Norden gegangen war. Daß Wasser wurde nun gegen die Küsten getrieben, und die Springslut trat einige Stunden früher ein als man erwartete; dazu donnerte und blitzte es und Hagelschlossen fielen. Mit einer geradezu unheimlichen Geschwindigkeit stieg das Wasser und stand schließlich etwa 4 Fuß höher als in der großen Weihnachtsflut des Jahres





1717. Fußhoch wurden die Deiche überschwemmt, selbst diejenigen, die man noch wenige Monate zuvor — nach der Novemberflut 1824 — um zwei Fuß erhöht hatte. Bei dem raschen Auslaufen des Wassers war es unmöglich, die Deichkappe noch um etwas zu erhöhen. Ueberall traten deshalb Rappenstürze ein, Siele wurden ausgerissen, Braken aufgewühlt und eine Fläche von mehreren Quadratmeilen Landes wurde von der salzigen See bedeckt. Zahlreiche Häuser stürzten vor dem Anprall der Wogen zusammen, viel Vieh ertrank, und zahlreiche Menschen fanden ein nasses Grab in den sturmgepeitschten Wogen. Große Seeschiffe wurden durch die gebrochenen Deiche in das Land geworfen. Selbst noch im Amte Oldenburg hatte man unter der Sturmflut zu leiden. Der Huntedeich zwischen Iprump und Pumpsiel wurde beschädigt, und man hatte es nur den ausgestellten Deichwachen zu verdanken, daß größeres Unglück verhütet wurde.

Ganz besonders stark litt das Zeerland. Beim Rüstingeriel wurden beide Triften weggerissen; es entstand eine Oeffnung von 36 Fuß Weite. Bei Hooftiel brach das Wasser neben dem Siele durch. Nur mit Mühe gelang es, den Siele selbst zu retten. Bei Minfen wurde eine Brake gerissen und ein Schiff von 36 Lasten hineingeschleudert. Ein großes, massiv gebautes Haus beim Schilling, das die Flut von 1717 glücklich überstanden hatte, fiel der Februarflut zum Opfer. Nur wenige Trümmer auf der Hausstelle waren der einzige Rest des stolzen Gebäudes.

Ganz überraschend war der Durchbruch des Zeteler Sieles, der erst ein Jahr zuvor neu erbaut worden war. Die Wogen überströmten den Deich, durchbrachen denselben und zerstörten den Siele so vollständig, daß sogar die Stammpfähle fortgetrieben wurden. Der Durchbruch betrug nicht weniger als 300 Fuß; die tiefste Stelle des Kolls war 60 Fuß.

Im Amte Rodenkirchen entstanden 9 Braken, im Amte Brake kamen 9 Rappstürzungen vor. In Brake selbst wurde von dem einströmenden Wasser an vielen Stellen das Steinpflaster aufgerissen, verschiedene Duc d'Alben wurden zerstört und 2 Schiffe auf den Strand gesetzt.



Im nahen Hammelwarder Moor stieg das Wasser derartig, daß die Bewohner auf den Boden flüchten mußten. Ganz besonders stark litt auch das Amt Landwührden, in welchem nicht weniger als 11 Deichbrüche entstanden und 15 Menschen umkamen. Im Amte Abbehausen entstanden 2 Braken bei Nordenham, die eine 130, die andere 70 Fuß lag. In Blexen wurde der untere Teil des Kirchhofs aufgewühlt, und die Gebeine aus den Gräbern wurden fortgeschwemmt.

Die Schrecknisse jener Flut erkennt man am deutlichsten, wenn man die Geschicke einzelner verfolgt: Im Pakenjer Neuen-Groden stand dicht am Siel ein Haus, welches von Harm Eden mit seinem Sohne und seinen drei Töchtern bewohnt wurde. Als das Wasser stieg, begab Eden sich mit dem Sohne und zwei Töchtern nach dem Flügeldeiche. Der Knecht und die älteste Tochter hatten sich verspätet und konnten das Haus nicht mehr verlassen. Sie flüchteten auf den Boden und retteten sich, als der Giebel einstürzte, in die Scheune, wo sie auf dem Heu und Stroh eine Zuflucht fanden. Von da wurden sie am Nachmittage mit einem Boote abgeholt.

Als der Vater mit seinen 3 Kindern floh, wurde die 19jährige Julke durch eine Welle von seiner Seite gerissen und ertrank. Mit den anderen erreichte er glücklich eine geschützte Stelle des Deiches. Er setzte die 17jährige Tochter nieder; aber Anstrengung, Schrecken und Kälte hatten sie getötet. Er selbst und sein Sohn harrten 4 Stunden lang aus, bis sie nach Hooftiel kommen konnten. Das Haus, das Eden bewohnt hatte, war zerstört; 5 Pferde, 7 Stück Hornvieh, 2 Schweine und 4 Schafe waren ertrunken.

Der Ginnehmer Hollmann aus Tettens schildert in einem Schreiben seine Eindrücke folgendermaßen\*): „Am 4. Februar, morgens 3 Uhr, wurden wir durch den Schall der Notglocken fürchterlich aus dem Schlafe gerissen. Nicht

\*) Dies und die folgenden Einzelheiten aus: „Materialien zu einem Denkmal der Sturmflut von 1825, Februar 3 und 4 im Herzogtum Oldenburg und der Erbherrschast Jever. Gesammelt von Diedrich Conrad Muhlte, Pastor zu Hude, seit 1834 Pastor zu Schwei.“ (Manuskript der großh. Bibliothek).





andere glaubend, als es sei Feuer ausgebrochen, springe ich in meiner Nachtkleidung aus dem Bett, und in dem Augenblick kommt mein Feldhüter und schreit: „Herr Gott, wir sind verloren, die Seedeiche sind durchgebrochen!“ — — Fürchterlich brauste die See, und das Wasser war noch 2 Fuß höher als zur Zeit der Weihnachtsflut von 1717. Schrecklich schlugen die Wellen über die Deiche. Zwei unserer schönen Groden wurden mit 15 herrlichen landwirtschaftlichen Gebäuden und allem darin befindlichen Vieh, Beschlag und Möbeln in kurzer Zeit ein Raub der Wellen. Hierauf wurde die Not noch größer, da sich die Wut des Wassers auf unseren letzten Schutzdeich warf. Auch dieser konnte nicht lange widerstehen, sondern riß an mehreren Stellen durch. Jetzt brüllte das Wasser ins innere Land, und in kurzer Zeit standen die Kirchspiele Minsen, Hohenkirchen, Wüppels, Oldorf und ein Teil von Tetten unter Wasser. Endlich, zu unserem Glück, drehte sich der Wind und das Wasser fiel. Drei beladene Schiffe sind an verschiedenen Stellen durch die Deiche geschleudert, und ein Schiff sitzt oben auf einem Hause. Dir den Schrecken und die Not zu schildern, das bin ich zu schwach; man muß es gesehen haben. Unzählige Menge Vieh ist ertrunken, alle Möbel u., Häuser, kurz alles, was die unglücklichen Bewohner besaßen, ein Raub der Wellen geworden. An der ganzen Küste liegt totes Vieh, zertrümmerte Möbel, Steine, Balken und zerstörte Häuser. Allein in unserem Amte sind 20 Menschen dabei ertrunken und in den anderen Aemtern eine ähnliche Anzahl. Alle Polders und Groden in Ostfriesland und Zeerland sind ein Raub der Wellen. — — Unser Zufluchtsort ist die Kirche, wohin ich bereits 20 Drost frisches Wasser habe bringen lassen. Gott behüte uns vor neuem Sturm. Hört Ihr einen heftigen Sturm aus Nordwesten wehen, so denkt Euch nur, daß wir armen Leute nun verloren sind. Ich mag nicht mehr daran denken und will hiermit schließen, auch fehlt es mir an Zeit, da ich wieder zum Deiche muß.“ Der Amtsauditor Rückens aus Bockhorn berichtet Folgendes: „Bald nachdem der Deich gebrochen, ist das Sielingsche Haus, welches innerhalb des Deiches vor dem Zeteler Siel stand und Johann Wilhelm Ducken in Steinhäusen



gehörte, weggerissen, von Grund aus. Die Familie ist schon zu Bett und erfährt nichts, bis sie von dem Umsinken eines Schrankes im Hause aufwachen und zugleich auch Wasser im Hause bemerken. Der Mann, ein junger hübscher Mann, Christoph Anton Sieling, springt nackt, in bloßem Hemde, aus dem Bett, schneidet die Kuh im Stalle los, damit diese gerettet werden möge, und läuft auf den Boden, macht die Luke offen, um Hilfe zu rufen. In diesem Augenblicke stürzt das Haus zusammen und Sieling mit dem abstürzenden Giebel in die Flut. Das Haus verschwindet.“ — Ueber die weiteren Schicksale dieser Familie berichtet der Deichkondukteur Burmester: „Die Frau mit ihrem Kinde und Magd wurden in der Nacht, auf Dachsparren treibend, von den aus den nächsten Dörfern zu Hilfe eilenden Leuten, die die Sturmglocke aus dem Schlafe gerüttelt, gerettet; der Körper des Mannes wird indes erst lange nachher auf demselben Stück Landes, wo die Frau gerettet, gefunden. An der Stelle, wo das Haus gestanden, war die Braße 30 bis 40 Fuß tief.“

Ergreifend ist auch der Bericht des Küsters Schütte aus Schweiburg: „Ein junger Mann aus Norder-Schweiburg, Gerd Böntje, hatte zu der Zeit das traurige Schicksal, seinen alten Vater (Jürgen) und seine junge Frau, mit welcher er erst kurze Zeit verheiratet war, ganz unerwartet und plötzlich zu verlieren. In der verhängnisvollen Nacht vom 3. auf den 4. Februar, wie sie nämlich noch im festen Schlafe sind, werden sie durch den Fall eines Schrankes in ihrer Schlafstube, welcher durch das eindringende Wasser umgestürzt war, aus dem Schlafe aufgeschreckt. Der junge Mann verabredet mit seinem Vater, daß er im Hause bleiben und zur Rettung des Viehes und der Mobilien, soviel möglich, Anstalten treffen wolle, der Vater mit seiner Schwiegertochter sich jeder auf ein Pferd setzen und nach einer sicheren Stelle (wohin sie gewollt, weiß man nicht, wahrscheinlich höher hinauf, nach der Kirche zu, die aber reichlich eine halbe Stunde entfernt war) reiten möge. Kaum sind sie aber am Deiche, welcher wenige Schritte von dem Wohnhause entfernt war, so stürzen die überrollenden Wellen die junge Frau wahrscheinlich vom Pferde nieder (indem sie tot am Deiche gelegen und, wie man



sagte, Löcher in die Erde gekratzt hatte); der alte Jürgen Böntje hatte in querer Lage halbtot noch über seinem Pferde gehangen. So gern bald nachher der junge Mann mit dem Knecht sie aussuchen will, so können sie in dem heftigen Wassersturz nirgends mehr hin und flüchten sich mit Gefahr wieder ins Haus. Einige Zeit nachher finden sie die Pferde stehend am Deich, die junge Frau ist völlig tot, und der alte Vater, nachdem sie auch beide ins Haus gebracht, stirbt auch bald darauf.“

Den Beschluß möge eine Aufzeichnung des Organisten Kreye zu Dedesdorf bilden: „Etwa  $\frac{1}{2}$  nach 11 Uhr ward die Frau des Ziegelmeisters Hinrich Schnarß von ihrem Manne durch den Ruf: „Das Wasser kommt!“ geweckt, und schon sah sie es in das Zimmer eindringen, sah ihren Dreijährigen darin treiben, und kaum hatte sie nur noch Zeit, ihren Säugling in ein Rissen einzuschlagen und sich mit ihrem Manne, drei Kindern und ihrer Mutter aus dem Fenster zu retten; kaum hatte sie das Haus verlassen, so stürzte es gänzlich zusammen. Neben dem Hause lag ein Düngerhaufen, durch einen kleinen Reitschober einigermaßen vor dem Uebersturz des Wassers geschützt; dahin flohen die Unglücklichen, mit jedem Wellenschlage, welcher den Schober bewegte, den Tod erwartend. Hier stand Schnarß bei allen Klagen der Seinen etwa eine Stunde lautlos und stumm zur Seite, verließ dann schweigend seinen Platz, wahrscheinlich, um in einem Nachbarhause, wo noch Licht brannte, Hilfe zu suchen, aber ihn überwältigte der Strom, daher ergriff er einen nahen Baum. An diesem hielt er sich etwa zwei Stunden aufrecht. Eine dunkle Schneewolke verbarg ihn einmal den Augen seiner Frau; als der Mond wieder durchblickte, war Schnarß verschwunden. Man fand ihn am anderen Morgen neben dem Baume, den er noch umfaßt hatte. Die Frau mußte mit den Ihrigen bis zum Morgen in Frost, Sturm und Schneegestöber ausharren. Da kam Ehlers zu ihrer Rettung herbei und führte sie alle in sein Haus. Aber vorher hatte der dreijährige Sohn auf dem Schoße seiner Großmutter seinen Geist schon aufgegeben. Der Säugling war zwar am Leben erhalten, starb aber nach einigen Monaten.“



Traurig war das Bild, das sich nach dem Abflauen der Flut dem Auge darbot. Wie Felszacken ragten die Trümmer der Deiche hervor. Innerhalb des Deiches schäumte das Wasser in den Braken; hier und da erblickte man die Reste der zertrümmerten Häuser. Trümmer und Geröll lag am Abhange des Deiches, ertrunkenes Vieh trieb heran. Voll Entsetzen erkannte der Landmann, daß seine Ländereien durch das Eindringen des Salzwassers entwertet, und daß der Wiederaufbau der zerstörten Deiche an seine Arbeitskraft die größten Anforderungen stellen würde.

Ein Ateufer, Namens Böning, schildert den Eindruck, den er bei einer Wanderung auf dem Deiche gewann, folgendermaßen:\*) „Ihr Haus (nämlich das Haus seines Onkels Lettmann zu Alferdeich bei Rodenkirchen) war thür- und wandlos, ihr Hausgeräte, Betten, Tische und Stühle, Kleidung, kurz, alles weggetrieben. Aus ihrem Garten war die Dammerde drei bis vier Fuß tief weggespült und mußte durch Einfiern fremder Erde wieder ersetzt werden. Von Zeit zu Zeit hatten sie das Ersparte an barem Gelde zurückgelegt und in einer Schachtel im Schranke an der Hausdiele aufbewahrt, um, wie er mir weinend erzählte, seiner Gattin damit nach seinem Tode ein gemächliches Leben zu sichern; doch die hohe Springslut warf den Schrank um, und ihr Geld spülte zum Hause hinaus. Auf den Boden geflüchtet, sieht mein Onkel, daß der Schrank Gefahr läuft, umzustürzen; da seine Frau vor Angst und der grimmigen Kälte, die dabei war, anfängt, zu frieren, wagt er es und steigt vom Boden, um einen Rock für sie aus dem Schranke zu holen, den er auch richtig erlangt, ob schon der Schrank sich schon hebt. Doch an Geld denkt er nicht. Der Schrank stößt so lange hin und her, bis er entzwei ist, und der ihm kostbare Inhalt spült zum Hause hinaus. Weit vom Moor her erhielten sie noch einiges, als Betten, die dorthin getrieben waren, wieder. Es war ein trauriger Anblick, als ich sie kurz nachher besuchte. Zu Nordenham waren zwei fürchterliche Deichbrüche und ein gleicher bei Absen. Der ganze Deich, den ich passierte,

\*) Handschr. Familienchronik.



war mehr oder minder weggespült. Die Häuser der Deichbewohner waren entweder ganz oder doch zum Teil weggerissen. Hier stand ein Haus, welches vorn, hier eins, welches hinten niedergestürzt war; hier lag ein Schaf, dort eine Kuh, hier wieder ein Kind. Kurz, der Anblick war für den Gefühlsvollen schrecklich. Noch steigerte sich die Noth durch den Mangel an frischem Wasser. Als ich bei Onkel B. kam, grub ich noch ein Loch mitten im Garten, und hatte die große Freude, schon auf 4 Fuß Tiefe recht gutes, genießbares Wasser zu erhalten. Mein Onkel (Lettmann) ging noch mit mir eine Strecke am Deiche hinab bis Beckum, aber er fand unter allen in Ecken und Buchten angetriebenen Sachen nichts von dem Seinigen wieder. Viele der von der Flut Gelittenen erhielten darnach aus milden Unterstützungen einigen Schadenersatz wieder, ja einige sogar reichlich und wohl dreifach das Verlorene. Doch Lettmann, obschon er vorher schon seine Regelbahndielen zur Erhöhung der Deiche hergab, erhielt nicht mehr denn 25 Thaler.“

Zahlenmäßig ausgedrückt, erlitt das oldenburger Land durch die Flut folgenden Verlust: Es kamen um 86 Menschen, 79 Pferde, 279 Stück Hornvieh, 236 Schafe und Ziegen und 43 Schweine. Zerstört wurden 39 Gebäude, beschädigt 326 Gebäude. Den größten Verlust erlitt das Amt Tettens, den kleinsten das Amt Berne.

Auf die Nachricht von dem schrecklichen Unglück, das die Marschbewohner betroffen hatte, regte sich überall die öffentliche Mildthätigkeit. Nicht nur, daß die weniger schwer betroffenen Gemeinden ihren Nachbarn beistanden, auch weiter im Lande und darüber hinaus in ganz Deutschland war man unaufgefordert bereit, nach Kräften das Elend zu mindern. Daß sofort Gelder aus der herrschaftlichen Kasse angewiesen wurden und daß man sogleich Anstalten traf, den Schaden baldmöglichst auszubessern, ist selbstverständlich.

Die Präsidenten und Direktoren der Landeskollegien in Oldenburg vereinigten sich, um die Geldspenden und Liebesgaben anzunehmen und sie zweckmäßig zu verwenden. Am 4. März bildete sich eine „Kommission zur Aufhilfe der Bedürftigen“, die mit Lokalkommissionen in Ver-



bindung stand. Mit Hilfe der Kletter wurde der Schaden, den jeder einzelne erlitten hatte, taxirt. Außer Kleidungsstücken und Lebensmitteln aller Art konnten schließlich 45,006 Rthlr. 25 Grote Gold verteilt werden, eine für jene Zeit sehr hohe Summe.

Der Erbprinz Paul Friedrich August begab sich bereits einige Tage nach der Flut nach den Marschen, nahm die schweren Beschädigungen der Deiche in Augenschein und traf die nötigen Anordnungen. Von Landwühren fuhr er über die Weser nach Blexen. Er legte dann die ganze Strecke von da bis nach Warfleth, zu Fuß zurück und entzückte alle durch seine Leutseligkeit.

Das Andenken an die große Februarflut des Jahres 1825 ist noch jetzt nicht erloschen, und hier und da ist an hervorragenden Gebäuden die damalige Fluthöhe bezeichnet. —

Seitdem sind die Deiche außerordentlich erhöht und verstärkt und nach menschlichem Ermessen kann fortan der Marschbewohner ruhig in ihrem Schutze wohnen.

#### 10. Das Ende des Herzogs Peter.

In den letzten Jahren seines Lebens hatte der Herzog wiederholt unter heftigen gichtischen Anfällen schwer zu leiden. Er suchte Erholung und fand solche im Wiesbadener Heilquell. Auch im Jahre 1829 suchte er dort Linderung seiner Leiden.

Am 8. Mai, morgens 7½ Uhr, reiste er von Oldenburg ab. Der Aufenthalt in Wiesbaden war anfangs von günstiger Wirkung, und schon nach einigen Tagen war der Herzog imstande, eine Stunde lang auszugehen, ohne daß er sich hätte ausruhen müssen. Am 20. Mai hatte er noch mittags Gesellschaft bei sich gesehen. Er speiste in seiner gewohnten Weise zu Abend und begab sich gegen 10 Uhr zur Ruhe. Morgens, ein Viertel nach 3 Uhr, rief er seinen Kammerdiener. „Fühle meine Hände!“ sagte er. Die Hände waren kalt. Der Arzt eilte herzu, fand aber seinen Herrn nicht mehr bei Besinnung. Fünf Minuten noch, und ein Schlagfluß hatte ein vielbewegtes Leben, reich an Sorge und Arbeit, geendigt.



Die Nachricht von dem Tode des Herzogs kam in der Nacht vom 23. auf den 24. Mai in Oldenburg an und wurde überall mit aufrichtiger Trauer aufgenommen. Wenige Tage darauf, am Himmelfahrtstage, wurde den Gemeinden an heiliger Stätte die Trauerbotschaft mitgeteilt: „Jedes Herz, in welchem Liebe und Verehrung für den Verewigten und Teilnahme an der so gerechten Trauer um ihn schlägt, erhebe sich zu Gott mit dem Glauben, daß wohlgethan sei, was Gott auch schmerzlich fügt, — mit der Hoffnung: den Gerechten folgen ihre Werke nach!“ —

Schon am 10. Oktober 1820 hatte der Herzog in seinem Testament Bestimmungen auch über seine Beisetzung getroffen, die den schlichten Sinn dieses wahrhaft fürstlichen Mannes in schönster Weise kennzeichnen. Der betreffende Abschnitt lautet:

„Da es mein Wunsch ist, bei meinem Ableben keine Verlegenheit entstehen zu sehen, und kein Ungemach zu verursachen, so verordne ich, daß zu meiner Beisetzung durchaus kein Aufwand und keine Anstalten getroffen werden, vielmehr meine Leiche in einen einfachen Sarg gelegt und auf einem mit 2 Pferden bespannten Wagen bei nächtlicher Zeit und durchaus ohne Prunk und Gefolge in die Familiengruft gesetzt werde, daselbst vor der Stätte künftiger Ruhe stehen bleibe, bis in Gegenwart derer, die einen näheren Anteil nehmen, ein Gebet gesprochen und die Ruhestätte geschlossen werde und so dem Höchsten die ihm gebührende Verehrung bezeugt werde.“

Diese Verordnung wurde auf das peinlichste beachtet. Zuvor aber galt es, die Leiche des Herzogs, die einstweilen in der Stadtkirche zu Wiesbaden beigelegt worden war, nach der Heimat zu übersühren. Bei den damaligen Verkehrswegen und -mitteln erschien der Wasserweg als der sicherste. So wurde denn in der Frühe des 26. Juni die Leiche zu Ellfeld, wohin man sie von Wiesbaden gebracht hatte, auf dem schwarz dekorierten Rheinschiffe eingeschifft. Am Abend des 26. erreichte das Schiff, nur von der Strömung getrieben, Sankt Goar, einen Ort, den der Verewigte immer sehr geliebt hatte. Hier wurde Anker geworfen. Die nächstfolgende Nacht verbrachte man bei der



Klosterinsel Nonnenwerth. Am 28. wurde Aöln erreicht. Dann wurde die Reise stromabwärts etwas beschleunigt, da man die Nachricht erhalten hatte, daß das Dampfschiff „Prinz Friedrich der Niederlande“ in Amsterdam bereit liege, die Leiche des Herzogs aufzunehmen.

Am 3. Juli, mittags, fand die Uebergabe der Leiche statt, und in der Nacht vom 3. auf den 4. lichtete das Trauerschiff, geführt von einem Blankeneser Lotsen, die Anker, um durch die Zuidersee die Nordsee zu erreichen. Die See ging ungewöhnlich hoch. Nach einer sehr stürmischen Fahrt, die den Kapitän zweimal zwang, vor Anker zu gehen, wurde am 6., morgens 8 Uhr, die Weser erreicht, und nachmittags 3 Uhr konnte das Trauerschiff bei Lienen anlegen. Hier nahm ein kleineres Fahrzeug die fürstliche Leiche auf. Abends 11½ Uhr wurde Oldenburg erreicht. An der Stauschanze, bei der heutigen Post, erwartete der Graf Münnich mit den Hoffkavalieren und dem Dienstpersonal die Leiche seines verewigten Herrn. Der schlichte Sarg wurde ausgeschifft. An demselben Tage, an welchem der Herzog vor 44 Jahren die Regierung angetreten hatte (6. Juli 1785) langte seine sterbliche Hülle wieder auf heimatlichem Boden an. Der Sarg wurde auf den Leichenwagen gehoben, und dann ging die Fahrt zur Lambertikirche. Die Schloßuhr schlug gerade die Mitternachtsstunde, als der Zug sich unter den Fenstern jener Zimmer vorbeibewegte, die der Herzog bewohnt hatte. In der Vorhalle der Lambertikirche wurde der Sarg zwischen jenen beiden Sarkophagen niedergesetzt, die der Herzog einst dem Andenken des letzten Grafen und des ersten Herzogs gewidmet hatte. —

Die eigentliche Beisetzung erfolgte in der Nacht vom 9. auf den 10. Juli und zwar nachts 2 Uhr. Von zwei Pferden gezogen, bewegte sich der einfache, ungeschmückte Trauerwagen durch die Stadt, dem Gertrudenkirchhofe zu, zwei Kammerherren folgten. Eine Stunde vor Sonnenaufgang traf der Leichenwagen bei der Begräbniskapelle ein, woselbst sich das übrige Hofpersonal versammelt hatte. Der Sarg wurde zunächst vor der Nische, die für ihn bestimmt war, niedergesetzt.





Um 11 Uhr traf der neue Großherzog Paul Friedrich August mit seinen beiden Neffen, den Prinzen Alexander und Peter, von Rastede aus ein. Der Generalsuperintendent Hollmann sprach ein Gebet, und so „wurde dem Höchsten die ihm gebührende Verehrung bezeugt“.

So weit der Raum es gestattete, war jeder, ohne Unterschied des Standes, zum Anhören des Gebetes zugelassen worden. Im Laufe des Tages wurde jedem, der den Wunsch dazu hatte, Gelegenheit gegeben, den Sarg zu sehen und eine Weile bei demselben zu verweilen. Tausende machten von dieser Erlaubnis Gebrauch. Es herrschte eine musterhafte Ruhe, und die Bürger, die sich erboten hatten, für Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen, hatten nicht nötig, einzugreifen. Um 6 Uhr wurden die Thüren geschlossen, und der Sarg wurde in der für ihn bestimmten Nische beigesetzt.

Der Sarkophag des Herzogs trägt die Inschrift:

Hier ruhet Peter Friedrich Ludwig,  
Herzog zu Oldenburg, Fürst v. Lübeck und Birkenfeld,  
geboren den 17. Januar 1755,  
gestorben den 21. May 1829,  
regierte vier und vierzig Jahre.

Vater dem Lande zu seyn, war ihm höchster Beruf.

Er war ohne Zweifel einer der tüchtigsten und verdientesten Regenten, die Oldenburg je besessen hat. Auf die Wende zweier Jahrhunderte gestellt, vom Schicksal hart geprüft, wurde er bewährt erfunden. Sein Volk brachte ihm Liebe und Dank entgegen, und selbst dem Feinde nötigte er hohe Achtung ab.





## 2. Großherzogin Cäcilie.

Etwa ein Jahr nach dem Antritte seiner Regierung machte der Großherzog Paul Friedrich August einen Besuch bei der verwitweten Markgräfin Elisabeth von Baden in Bruchsal. Hier sah er zum ersten Male jene Prinzessin, die er nach Jahresfrist als seine dritte Gemahlin in das Schloß seiner Väter führen sollte, seinen Kindern eine sorgsame Mutter, seinem Lande eine liebevolle Fürstin zu werden, die Prinzessin Cäcilie von Schweden.

Die Prinzessin Cäcilie war damals 23 Jahre alt. Auch sie hatte, wie der Großherzog, schon in jungen Jahren schweres Leid tragen müssen; auch sie war durch ein politisches Unwetter mit den Ihren aus ihrer Heimat vertrieben worden, aber ohne daß die Pforten ihres Stammeschlusses sich den Ihren wieder geöffnet hätten.

Cäcilie war das 4. Kind ihrer Eltern, des Königs Gustav IV. von Schweden und seiner Gemahlin Friederike Wilhelmine von Baden. Ihr Vater hatte eine große Vorliebe für den Namen Cäcilie, und so wurde sie darauf getauft. Ihr Pate war der vertriebene König Ludwig XVIII. von Frankreich, der sich damals in Stockholm aufhielt. Durch eine unstetige Politik und durch willkürliches Verfahren erbitterte der König von Schweden das Volk und das Heer derartig, daß sich unter den Offizieren eine Verschwörung bildete, die schließlich zu seiner Entthronung führte. (13. März 1809.) Wenige Wochen darauf, am 29. März, entsagte der König gezwungenermaßen der Krone. Ihm folgte in der Regierung sein Oheim, der Herzog Karl von Södermannland, der Schwiegerjohn des ersten Herzogs von Oldenburg, Friedrich August. Als König hieß er nunmehr Karl XIII. Da seine Ehe ohne Leibeserben geblieben war, so hatte der schwedische Reichstag den Prinzen Christian August von Augustenburg, der ebenfalls dem oldenburgischen Hause entstammte, zum Thronfolger bestimmt. Dieser Prinz aber starb schon im Jahre 1810, und der schwedische Adel, der völlig französisch gesinnt war, veranlaßte die Wahl eines Franzosen zum Thronfolger, des Marschalls Bernadotte, der 1818 als Karl XIV. den schwedischen Thron bestieg.